

EB

ERWACHSENENBILDUNG

Vierteljahresschrift für Theorie und Praxis

3 | 2015



Die Kunst der Gastfreundschaft

Elisabeth Anker:
Art of Hosting

Antje Flade:
Gestaltung von Bildungseinrichtungen und Lernumwelten

Marius Stelzer:
Form follows Feeling

Weitere Themen:

Martin Buber und die jüdischen
Lehrhäuser

Offenheit und Lernen

EB Erwachsenenbildung



Vierteljahresschrift für Theorie und Praxis
Heft 3 | 61. Jahrgang | 2015
ISSN 0341-7905, ISBN 978-3-7639-5575-6
DOI 10.3278 / EBZ1503W

Herausgegeben von der **Katholischen Erwachsenenbildung Deutschland Bundesarbeitsgemeinschaft e.V. (KEB Deutschland)**

Vorsitzende: Elisabeth Vanderheiden

Redaktion: Prof. Dr. Ralph Bergold, Bad Honnef; Prof. Dr. Regina Egetenmeyer-Neher, Würzburg; Prof. Dr. Christiane Hof, Frankfurt; Andrea Hoffmeier, Bonn; Prof. Dr. Sebastian Lerch, Mainz; Dr. Ingrid Pfeiffer (Forum Katholischer Erwachsenenbildung in Österreich), Wien; Dr. Michael Sommer, Mülheim (verantw. Redakteur)

Beirat: Prof. Dr. Ralph Bergold, Bad Honnef (Vors.); Prof. Dr. Johanna Bödege-Wolf, Osnabrück; Prof. Dr. Norbert Frieters-Reermann, Aachen; Prof. Dr. Tilly Miller, München; Dr. Wolfgang Riemann, Haselünne; Prof. Dr. Josef Schrader, Bonn

Anschrift: Joachimstraße 1, 53113 Bonn, Tel.: (02 28) 9 02 47-0, Fax: (02 28) 9 02 47-29, Internet: www.keb-deutschland.de, E-Mail: keb@keb-deutschland.de, sommer@redaktion-erwachsenenbildung.de

Bezugsbedingungen: Erwachsenenbildung erscheint vierteljährlich. Die Zeitschrift kann durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag bezogen werden.

Einzelheftpreis: Inland 10,90 €, Ausland 11,40 €. Bezugspreis jährlich: Inland 36,- €, Vorzugsabo für Studierende 29,- €, Ausland 39,- €, jeweils einschl. 7% MwSt., zuzüglich Versandkosten

Abbestellungen müssen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Abonnements beim Verlag eingegangen sein; Jahresabonnements können nur zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Gerichtsstand ist Bielefeld, soweit das Gesetz nichts anderes zwingend vorschreibt.

Beiträge und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte einschließlich Rezensionen wird keine Verantwortung übernommen. Sie gelten erst nach ausdrücklicher Bestätigung als angenommen. Namentlich gezeichnete Beiträge sind Meinungsäußerungen der Autoren und Autorinnen und keine Stellungnahme des Herausgebers oder der Redaktion. Ohne Aufforderung zugestellte Besprechungsstücke werden nicht zurückgesandt. Ihre Rezension liegt im Ermessen der Redaktion.

Verlag: W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG, Auf dem Esch 4, 33619 Bielefeld, Postfach 10 06 33, 33506 Bielefeld, Tel.: (05 21) 9 11 01-0, Fax: (05 21) 9 11 01-79, E-Mail: service@wbv.de, Internet: www.wbv.de, www.wbv-journals.de

Bankverbindung: Sparkasse Bielefeld, Konto 463, BLZ 48050161, Geschäftsführer: W. Arndt Bertelsmann

Anzeigen: sales friendly, Bettina Roos, Siegburger Straße 123, 53229 Bonn, Tel.: (02 28) 9 78 98-10, Fax: (02 28) 9 78 98-20

Gesamtherstellung: W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld

© 2015 W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Die Kunst der Gastfreundschaft



Aus der Redaktion

Die jährlichen Mitgliederversammlungen der KEB Deutschland, Herausgeberin dieser Zeitschrift, finden immer an wechselnden Orten statt, meist in katholischen Akademien. So lernt man die vielfältige Landschaft katholischer Erwachsenenbildung kennen. Manchmal muss man durch die ganze Republik fahren – und manchmal eben nicht. In diesem Jahr hat die katholische Akademie »Die Wolfsburg« in Mülheim an der Ruhr eingeladen. Für den Redakteur dieser Zeitschrift ein Glücksgriff, liegt das schöne Haus am Waldrand doch nur ein paar Meter vom eigenen Zuhause entfernt. Die Tagung ist nicht nur Ort für Entscheidungen und Wahlen, sondern auch für Berichterstattung über die Arbeit. Zehn Minuten »Aus der Arbeit der Zeitschrift Erwachsenenbildung« sind immer fester Bestandteil des Programms. Diesmal war das Zeitverhältnis Anreise : Redezeit fast gleich. Da gab es schon viel schlechtere Quotienten.

Vorschau

Heft 4/2015
WillkommensBildung

Die aktuelle Ausgabe sowie ein Archiv sind unter www.wbv-journals.de abrufbar.

Titelfoto: suze / photocase.de

Inhalt

Thema

- 5 Einführung
- 6 Elisabeth Anker
Art of Hosting. Von der Architektur zum »gehaltenen Raum«
- 10 Antje Flade
Gestaltung von Bildungseinrichtungen und Lernumwelten. Wie sollten aus psychologischer Sicht Räume in der Erwachsenenbildung gestaltet sein?
- 13 Marius Stelzer
Form follows Feeling. Milieusensible kirchliche Erwachsenenbildung und die Gestaltung von Räumen

Bildung heute

- 20 **Martin Buber: Ein Mentor der jüdischen Erwachsenenbildung.** 50. Todestag des Philosophen / Tradition der Lehrhäuser
- 22 **Weihbischof Theising: Erwachsenenbildung ist Kompetenzpool.** Rolle der Erwachsenenbildung in der katholischen Kirche / Auszüge im Wortlaut
- 23 **Heimvolkshochschulen (HVHS).** Institutionen der katholischen Erwachsenenbildung (10)

Aus der KEB

- 24 **Öffentlich geförderte Erwachsenenbildung stärken.** Bundesversammlung der KEB Deutschland in Mülheim/Ruhr
- 25 **Seid jederzeit gastfreundlich!** Position von Prof. Dr. Ralph Bergold

Österreich

- 26 **»Alle unter einem Dach«.** AoH als Leitlinie partizipatorischer und integrativer Bildungsarbeit
- 27 **75 Jahre Theologie im Dialog.** Die Wiener Theologischen Kurse

Umschau

- 28 Beate Hofmann/Nikolaus Meyer: **Offenheit als reziproke Bedingung des pädagogischen Arbeitsbündnisses.** Eine empirische Rekonstruktion

Praxis

- 32 Bernhard Wunder: **Alles eine Frage der Gestaltung.** Wie Bildung ankommen kann, wenn die Erkenntnisse von Sinus-Milieus eine Rolle spielen
- 34 Bernhard Grunau: **Kraft für den Menschen, Sinnbild der Schöpfung.** Das Angebot des Klosters Arenberg
- 35 Andreas Kaul: **Tagen – Bilden – Genießen.** Zum Neubau und zur Konzeption des Katholisch-Sozialen Instituts (KSI)
- 37 Katrin Kraus: **Wie Orte zu Lernorten werden.** Die Gestaltung von Lernorten als pädagogische Aufgabe
- 38 Renate Stolle: **Kann man Gastfreundschaft lernen?** Aus der Arbeit einer Dozentin für Freundlichkeit
- 39 Linda Kaiser: **Trainiert eure Herzen!** Wie die Knigge-Akademie den richtigen Umgang mit Menschen vermittelt

Material

- 41 **Der Sound von St. Gertrud.** Klanginstallation von Sion Jeong in Köln / Kulturfenster
- 42 **Praxishilfen und Publikationen**
- 43 **Haubitzen erhalten die Freundschaft.** Internetrecherche
- 44 **Rezensionen**

Bildserie

Keep smiling!

Wer Gäste aufnimmt, sollte mit Lächeln nicht sparen. Das Smiley, das heute weltweit zu einem globalen Zeichen für Freundlichkeit, für Freude und Glück geworden ist, wurde 1963 zuerst von einem Werbegrafiker entwickelt, der das Betriebsklima in einer Versicherung verbessern sollte. Unsere Bildserie mit Fotos von Theo Bruns dokumentiert Smiley-Graffitis des Sprayers OZ, der Zehntausende dieser lachenden Gesichter in Hamburg hinterlassen hat. OZ ist vergangenes Jahr beim Sprayen ums Leben gekommen.

Zum Thema: Die Kunst der Gastfreundschaft

Freundliche, zugewandte Gesichter sprechen Menschen am meisten an. Das lächelnde Gesicht vermittelt das Gefühl, willkommen zu sein und mit seinen Wünschen und Erwartungen ernst genommen zu werden. Wer ein Bildungshaus betritt, wird in der Regel einen solchen Empfang erwarten. Die Kunst des Gastgebens betrifft bei näherer Betrachtung nicht nur die Einstellung und Hilfsbereitschaft der Mitarbeitenden, sie berührt ebenso die räumliche Gestaltung, die Konzeption, den Umgang mit den Teilnehmenden, die Methodik und viele Aspekte mehr. Anders als Hotels verstehen sich Bildungsstätten nicht als reine Wohlfühl-Dienstleister. Sie verfolgen einen Bildungsauftrag, der oft sogar entgegen dem Wellnessgedanken steht. Schließlich soll das Lernen im Vordergrund stehen. Auf der anderen Seite gelingt Lernen auch nur in einer guten Atmosphäre, in der sich die Menschen aufgehoben

fühlen und nicht durch Unannehmlichkeiten gestört werden. Gastlichkeit und die Erfüllung grundlegender Erwartungen wie gutes Essen oder adäquate Übernachtungsmöglichkeiten gehören dazu. Diese Erwartungen werden wesentlich durch die persönlichen Einstellungen und Geschmäcker bestimmt, die wiederum – folgt man dem milieuorientierten Ansatz – sozial geprägt sind.

Wie Marius Stelzer in seinem Aufsatz zeigt, können Gestaltungselemente so eingesetzt werden, dass sie einer bestimmten Personengruppe, z.B. den Traditionalisten, besonders gut gefallen. Ein Beispiel aus dem Erzbistum Köln zeigt, dass solche milieuorientierten Konzepte grundlegend neue Ansätze für die Gestaltung von Gemeindegebäuden ermöglichen.

Vor diesem Hintergrund ist die Architekturpsychologie, wie Antje Flade darlegt, ein wichtiger Aspekt der Gastlichkeit. Schließlich wird in dem neuen

Ansatz des »Art of Hosting« (AoH) die Zuwendung zum Teilnehmenden als methodisches Prinzip erhoben.

Höflichkeit, freundlicher Umgang mit Gästen und gutes Benehmen sind Teil unserer Kultur und lassen sich erlernen. Solche Formen galten in der Vergangenheit gelegentlich als überholte Zeichen einer höfischen, autoritätshörigen und traditionellen Gesellschaftsform, die überwunden werden müsse. Wer sich zur Begrüßung kurz verbeugte oder gar einen »Knicks« zeigte, machte sich schon dieser Gesinnung verdächtig – ebenso wie bestimmte Umgangsformen Frauen gegenüber (Koffer tragen) als antifeministisch gedeutet werden konnten.

Mittlerweile können Umgangsformen wieder ohne Ideologieverdacht als das angewendet werden, was sie sind: eine Bekundung der Achtung des anderen Menschen.

Michael Sommer



Keep smiling: In Gedenken an OZ

Foto: Theo Bruns

Elisabeth Anker

Art of Hosting: Von der Architektur zum »gehaltenen Raum«

Einen guten Rahmen für beteiligungsorientierte Bildungsarrangements schaffen

»Art of Hosting« (AoH) ist nicht nur ein Beteiligungskonzept in der Bildungsarbeit mit Erwachsenen, es ist auch eine Grundhaltung, Menschen zu begegnen und sie durch Bildung in ihrer Lebensgestaltung zu unterstützen.

Wie sieht eine lebenswerte Zukunft aus? Wie wollen wir zivilgesellschaftliche Zusammenarbeit ermöglichen? Wie werden aus unseren »Teilnehmern und Teilnehmerinnen« in der Erwachsenenbildung eigenverantwortliche und kreative Beteiligte an gesellschaftlichen Prozessen?

Diese Fragen standen am Beginn der Erfahrung, die wir im »Haus der Begegnung«, einem kirchlichen Bildungshaus in der Tiroler Landeshauptstadt Innsbruck, anlässlich der Implementierung eines neuen Bildungsangebots machten. Unter dem kurzen wie unscharfen Begriff »Art of Hosting« werden vermehrt Beteiligungsdesigns, Salons, Trainings und Projektschmieden angeboten.

Unser Bildungshaus hat einen gesellschaftspolitischen Auftrag. Wir beschäftigen uns mit der Frage gesellschaftlicher Teilhabe. In den letzten zweihundert Jahren waren die gesellschaftlichen Strukturen (mit all ihren Einschränkungen) für jeden Menschen klar und festgelegt. Bildung ermöglichte sozialen Aufstieg und politische oder

kulturelle Wirksamkeit für den Einzelnen, vorausgesetzt er (und später auch sie) hatte Zugang zu Ausbildung und Studium. Ziel der Bildung des Einzelnen war die Anpassung an die vorhandenen Strukturen, um damit innerhalb des gesellschaftlich Legitimen und Faktischen handlungsfähig zu sein.

Heute stellen uns die Fülle der verfügbaren Information, die Komplexität gesellschaftlicher Handlungsfelder und politischer wie persönlicher Möglichkeiten vor eine neue Herausforderung. Nicht mehr die Struktur muss »gelernt«, also verstanden werden, um darin wirksam zu sein. Vielmehr müssen in einer unüberschaubaren gesellschaftlichen Wirklichkeit neue Fertigkeiten erworben werden. Systemkenntnisse müssen ergänzt werden mit Eigeninitiative, Selbstverantwortung und Zivilcourage sowie der Fähigkeit, im Unübersichtlichen verantwortbare Entscheidungen zu treffen. Viele der Probleme, die heute in Europa auf uns zukommen – wirtschaftliche Krisenszenarien, Migration und Flucht, gesellschaftliche und kulturelle Vielfalt – lassen sich nicht mit den Kenntnissen »von gestern« lösen. Wie aber nun das Neue aus der Zukunft heraus entwickeln? Dafür braucht es unter anderem »Schwarmintelligenz« – das Wissen und die guten Ideen vieler, um die Zukunftsfähigkeit und Resilienz unserer Gemeinschaften zu entwickeln.

»The Art of Hosting and Harvesting Conversations that Matter« meint die Kunst, Gastgeber/-in für wesentliche und »folgenreiche« Gespräche zu sein (und deren Ergebnisse zu »ernten«, also für die Weiterarbeit verfügbar zu machen): Gespräche, deren Ergebnisse durch die Beteiligung vieler auch die Chance zur Umsetzung und Erprobung haben. Art of Hosting steht für Co-Intelligenz, Zusammenarbeit und Selbstorganisation und bietet Methoden, die für sich genommen nicht neu sind (Open Space, Appreciative Inquiry, World Café, Circle/Kreisgespräch, Dialog). Über dieses Methodenrepertoire hinaus steht »die Kunst des Gastgebens« aber auch für eine Haltung, die erkannt hat, dass Lösungen für komplexe Herausforderungen nicht mehr nur durch Expert/-innenwissen und/oder politische Machtverhältnisse generiert werden können. Vielmehr geht es darum, Hierarchien, sei es durch gesellschaftliche Rollen bzw. Positionen, Expertise oder Erfahrung, zu durchbrechen. Nicht der Kreis von Personen, die »üblicherweise« an einem Problem arbeiten (Projekt- bzw. Expertenteams oder Ausschüsse mit bestellten oder gewählten Vertreter/-innen), sondern eine möglichst bunte und vielfältige Gruppe aus Betroffenen, Expert/-innen, »Zaungästen«, zivilgesellschaftlich Interessierten – altersmäßig und wenn möglich auch kulturell gut gemischt – arbeitet mit der ihr innewohnenden Erfahrungs- und Perspektivenvielfalt. Die größtmögliche Diversität erzeugt zunächst natürlich auch Friktionen. Doch wenn es gelingt, diese Vielfalt im Prozess durch eine klare Zielformulierung, für das Anliegen bedeutsa-

6



Dr. Elisabeth Anker ist Theologin, Erwachsenenbildnerin und Organisationsberaterin. Sie

leitet das Haus der Begegnung in Innsbruck/Österreich.

me Fragen und einen gut gehaltenen Raum in Kommunikation zu bringen, wird Emergenz möglich. Vielleicht ist es gerade die Fähigkeit, mit Diversität und Uneinheitlichkeit eben nicht ordnend und kontrollierend umzugehen (um Gegenstimmen möglichst zu neutralisieren), welche die immer wieder überraschende Entstehung von Neuem ermöglicht. Im Art of Hosting nennen wir diese Gratwanderung zwischen dem Chaos (das durch Vielfalt entsteht) und (hierarchischer oder bürokratischer) Ordnung den »chaordischen Pfad«. So entfalten sich durch das Vertrauen auf die kollektive Weisheit der Gruppe in ihrer Unterschiedlichkeit neue Sichtweisen und daraus neue Ideen bzw. Entwürfe.

Struktur und freies Spiel der Kräfte

Begleitet wird ein solcher Prozess von Gastgeberinnen und Gastgebern »Hosts«), die im Team die Balance zwischen Struktur und Orientierung einerseits und dem freien Spiel der Kräfte andererseits halten. Die Kunst, Gastgeber/-in eines solchen konstruktiven Geschehens zu sein, fordert von den Hosts zunächst viel Erfahrung mit und eine gute Kenntnis der Methoden: Wirkungen und »Nebenwirkungen« müssen bekannt und für die Prozessdynamik entsprechend eingesetzt werden. Darüber hinaus ist eine profunde Kenntnis gruppenspezifischer Prozesse sowie Erfahrung mit partizipativen Designs erforderlich. Schließlich geht es darum – und das ist vielleicht die Kernkompetenz eines guten Hosts – »den Raum zu halten« (to hold the space within the process).

In der Folge will ich versuchen, das Halten des Raumes näher zu erläutern. Als Harrison Owen in den 1980er-Jahren die Open-Space-Technologie entwickelte, erzählte er einmal, dass ihm in früheren Konferenzen Folgendes aufgefallen sei: die wichtigsten und wesentlichen Gespräche entstanden nicht in den moderierten Foren oder den Diskussionen nach den Vorträgen – sondern in den Pausen. Beim Kaffee zwischen den Arbeitseinheiten

verständigten sich die Teilnehmenden aus eigenem Antrieb mit für sie interessanten Leuten über für sie spannende Themen und Anliegen. Damit wurde ihm klar, dass er, um gute Ergebnisse zu erzielen, in der Moderation von Tagungen viel mehr auf die Selbstorganisation der teilnehmenden Menschen zu setzen hatte. So entstand die Open-Space-Technologie als »Frei-Raum« innerhalb einer gebundenen Struktur. Ähnlich ist es im Art of Hosting, das jedoch auf eine Kombination von für Selbstorganisation und interessengeleitete Eigeninitiative passenden Methoden setzt.

Ähnlich wie jede Open-Space-Konferenz lebt ein Art-of-Hosting-Prozess davon, dass es im Vorfeld gelingt, ein packendes und herausforderndes Thema, das die Teilnehmenden wirklich bewegt, mittels geeigneter Fragen (und des methodischen Designs) so aufzubauen, dass die geforderte Vielfalt in der Arbeitsgruppe entsteht.

Wie nun der Raum im Art of Hosting zum konstitutiven Bestandteil der Prozessarchitektur wird, möchte ich in drei Bildern ausführen. Erstens die Ebene der Raumgestaltung innerhalb der Bildungseinrichtung. Zweitens die Herstellung einer Atmosphäre der Gastlichkeit und der Ermöglichung für die Teilnehmenden, während der gemeinsamen Arbeit gut für sich selbst

zu sorgen. Und schließlich drittens in der Fähigkeit der Gastgebenden, den Raum zu halten durch Präsenz und (Selbst-)Empathie.

Von der Raumgestaltung zum Halten des Raumes

Schon beim Eintreffen wird durch die Vorbereitung der Arbeitsräume deutlich, dass hier Platz geschaffen wird für eine Zusammenarbeit, die sowohl ergebnisorientiert und zielgerichtet als auch lustvoll sein und Spaß machen soll. Dazu dient zunächst ganz einfach die Gestaltung des Raumes für das Plenum. Ein Stuhlkreis oder im Kreis angeordnete Tische (wenn der Einstieg etwa bereits mit einem World Café beginnt) lassen die Teilnehmenden sich auf Augenhöhe begegnen. So sitzen alle – vom Betriebsrat bis zur Vorstandsvorsitzenden, vom Experten bis zur ehrenamtlich Tätigen – auf einer Ebene und lernen, sich als Menschen zu begegnen, ohne die Grenzen von Funktion und Rolle in den Vordergrund zu stellen. (Natürlich bestehen diese Schranken weiterhin. Aber sie bleiben – wenn es gelingt, den Fokus auf den Fragen und Interessen der Teilnehmenden zu halten – im Hintergrund.)

Der Raum für das Plenum wird sehr bewusst als Arbeitsraum gestaltet. Die Teilnehmenden finden darin Stifte,



Keep smiling: Nah am Wasser

Foto: Theo Bruns



Keep smiling: Nur mit dir allein kann ich glücklich sein

Foto: Theo Bruns

Papier, Plakate und andere Arbeitsmaterialien; darüber hinaus bietet die vorbereitete Umgebung ästhetische Impulse wie einen grafisch aufbereiteten Prozessablauf zur Orientierung, eine gestaltete Mitte und schließlich ganz schlicht auch die Möglichkeit, Taschen, Jacken etc. zu verstauen (bzw. wieder zu finden). So weit, so bekannt in jeder Bildungseinrichtung mit gutem Standard. Es mag vielleicht auffallen, dass Seminartechnik wie Laptops und Beamer für vorbereitete Präsentationen weitgehend fehlen bzw. eher im Hintergrund für das »Harvesting« (die »Ernte« aus den Gesprächen) eingesetzt werden. Die Gäste betreten also ein eher »analoges«, nicht medial geprägtes Umfeld. Es geht um Begegnungen und Gespräche, und zwar »live«; und dazu ist nicht mehr vonnöten, als ein angenehm temperierter, gut ausgeleuchteter und barrierefrei zugänglicher Raum, der groß genug für die erwartete Zahl an Teilnehmenden ist. Da die Arbeitseinheiten in unterschiedlichen methodischen Formaten auch Raumbedarf außerhalb des Plenarsaales bedingen, wird darauf geachtet, Nischen im Haus und zusätzliche Seminar- bzw. Besprechungsräume zur Verfügung zu haben. Ein Art-of-Hosting-Design fordert daher in unserem Bildungshaus einen großen Teil der räumlichen Ressourcen, auch wenn

die Gruppengröße beispielsweise auf 50 bis 70 Personen begrenzt ist. (Art of Hosting »funktioniert« auch in kleineren Gruppen. Großgruppensettings erleichtern jedoch die Wahlmöglichkeiten für die Teilnehmenden.)

Willkommenskultur

Gastlichkeit und Willkommenskultur in einem Art of Hosting-Format brauchen darüber hinaus die bewusste Sorge für das leibliche und damit geistige Wohl der Teilnehmenden: Pausengetränke und Verpflegung unterbrechen und erweitern die Arbeitseinheiten. Die im Plenarsaal oder in den Gruppenräumen begonnenen Konversationen werden in den Pausen fortgesetzt und oft auch hinsichtlich möglicher Umsetzungen konkretisiert. So entstehen aus den individuellen Beweggründen, welche die einzelnen Teilnehmenden in die Konferenz geführt haben, gemeinsame Interessen und damit Beziehungen, die über das Ereignis selbst hinaustragen. Kontakte werden geknüpft, Vereinbarungen getroffen, weiterführende Treffen ausgemacht. Ein nicht unbedeutender Faktor ist auch, dass für viele Menschen das lange Sitzen anstrengend und häufig ungewohnt ist. Daher gehört neben der Sorge für Stärkung und Erfrischungen auch die Möglichkeit, sich zu bewegen

(durch Körperübungen eventuell sogar im Freien), zum Raumkonzept von Art of Hosting.

Vom Halten des äußeren und inneren Raumes

Gastgeber/-in für wirksame und wesentliche Gespräche zu sein besteht für das Hosting-Team aus einer Verschränkung von vier Präsenzqualitäten, die im Zusammenspiel den äußeren Raum (die Gegebenheiten der Bildungseinrichtung) mit dem inneren Raum (als »Enabling Space, also als Möglichkeitsraum für neue Ideen und innovative Lösungen) verbinden.

»Sei ein guter Gastgeber, eine gute Gastgeberin für dich selbst« lautet die erste Aufforderung. Selbstsorge, Präsenz, sich selbst genügend Freiräume und Möglichkeiten einzuräumen ermöglichen eine wache und aufmerksame Wahrnehmung des Geschehens. Dies festigt den Host als Begleiter/-in des Prozesses einerseits für das Hier und Jetzt und öffnet ihn oder sie für das, was kommt (das Geplante und das Unplanbare). Auf diese Weise präsent zu sein ermöglicht es, die Umwelt bewusst wahrzunehmen und ihre Einflüsse im Raum aufzugreifen. Im Prozessablauf werden auch die Teilnehmenden in diese Präsenz eingeladen. Dies geschieht durch eine gute Klärung der Rahmenbedingungen und die Vereinbarung von Spielregeln, welche die Spannung aus Freiwilligkeit/Selbstorganisation und Verbindlichkeit austarieren. Methodisch gibt ein »Check In« die Möglichkeit, jeden und jede zu hören – somit werden alle Anwesenden im gemeinsamen Raum präsent.

Die zweite Herausforderung lautet: »sei ein guter Teilnehmer, eine gute Teilnehmerin«. Das bedeutet für das Hosting-Team zunächst, dass jede eigene Erfahrung in Beteiligungsprozessen die Begleitung und Ermöglichung partizipativen Arbeitens, Lernens und Führens unterstützt. Zudem sind nie alle Hosts eines Teams gleichzeitig in einer aktiven Rolle. Im Zwischenraum zwischen der Teilnehmer- und der Gastgeber/-innenrolle ist es gebo-

ten, sich in die Gespräche authentisch und mit Erfahrung einzubringen und die kollektive Weisheit im Feld wahrzunehmen und zu bestärken: durch Wertschätzung und Ermutigung, durch Zuhören und Nachfragen, durch experimentelles Weiterspinnen neuer Gedanken. Diese Haltung der Hosts im Gesamtgeschehen beeinflusst wesentlich die Zugangsweise und Kommunikation der Teilnehmenden. So lernen alle (Teilnehmenden und Hosts), eine respektvolle und nichtwertende Haltung einzunehmen und Achtsamkeit im Gespräch zur Verfügung zu stellen. Wenn wir vorschnell urteilen und bewerten, verschließen wir uns der Neugierde und der Offenheit für das mögliche Ergebnis. Zu schnelle Antworten und Lösungen blockieren den Prozess. Entschleunigung ermöglicht Klarheit und das Emergieren von kollektiver Weisheit.

Die dritte Form der Hosting-Praxis fordert auf: »Lade zu Gesprächen ein und sei ein/-e gute/-r Gastgeber/-in«. Damit wirklich wichtige Gespräche stattfinden können, braucht es elementare und treffende Fragen sowie das Sammeln und Verknüpfen der Erkenntnisse, Lernerfahrungen und Ideen. Dies mag wie das »Kerngeschäft« des Hostings klingen. Hier geht es nun darum, Räume zu schaffen für gemeinsames Lernen und Kokreation von Lösungen für komplexe Fragen. Gespräche zu führen und zu begleiten ist mehr als reine Moderation. Die Verantwortung

für den »Gesprächsraum« zu übernehmen, die Teilnehmer/-Innen zu ermutigen und in ihren jeweiligen Stärken wahrzunehmen bedarf der bewussten Wahrnehmung von (Gesprächs-)Führung als Schaffung eines Möglichkeitsraums. Die Verantwortung in dieser Präsenzqualität erstreckt sich auch auf die Ernte des Treffens, also auf die Früchte des Gesprächs. Sie sind die Basis, auf der die Teilnehmenden danach mit ihren Ideen weiterarbeiten können. Ein gutes »Harvesting« stellt sicher, dass die Resultate kommunizierbar und nachhaltig vorhanden sind und sich der Aufwand für die Zusammenkunft gelohnt hat.

Die vierte Präsenzqualität schließlich geht über das konkrete Art-of-Hosting-Treffen hinaus. »Sei Teil einer Gemeinschaft von Übenden« könnte der damit verbundene Appell lauten. So verbinden Hosts ihre Erfahrungen mit denen anderer Gastgeber/-innen, reflektieren ihre Praxis und entwickeln in Arbeitspartnerschaften neue Zugänge zu partizipativem Lernen.

Art of Hosting lebt von der unmittelbaren Übertragbarkeit eines einmal als Teilnehmer/-in erlebten Prozesses auf eigene Anliegen und Fragen, sofern sich Menschen finden, die diese teilen. Damit werden Teilnehmende unter Umständen sehr schnell selbst zu Gastgeber/-innen und üben das Aufspannen und Halten des Raums, in dem sich kollektive Weisheit manifestiert. Es sind nicht die alten, »download-

baren« Lösungen, sondern die neuen Ideen, die durch Kokreation entstehen und die Zukunftsfähigkeit unserer Gemeinschaften ausmachen. In einem Beteiligungsprozess geht es nicht um »Heldentum« Einzelner, sondern um Synergie. So kann das Ganze mehr und größer werden als die Summe der Teile; und so werden die Ergebnisse nachhaltig, weil sie eingebettet sind in ein Netzwerk aus Beziehungen von Menschen, die sich in der Kunst, wesentliche Gespräche zu führen und zusammenzuarbeiten, üben und weiterentwickeln. Ein in dieser Form kollaboratives »Feld« kann unerwartete und überraschende Resultate hervorbringen.

Das Gestalten des äußeren und das Halten des inneren Raums halte ich für eine meiner spannendsten Erfahrungen in der Erwachsenenbildung. Durch Art of Hosting haben sich auch unsere »normalen« Veranstaltungen im Haus der Begegnung verändert: Wir achten mehr darauf, kommunikative Räume abseits von »Anfragediskussionen« bei Panels, Podien oder nach Vorträgen zu eröffnen. Daher arbeiten wir an neuen Formaten, die es Referent/-innen und Teilnehmenden gleichermaßen ermöglichen, gemeinsam und voneinander zu lernen.

Weitere Informationen

»Art of Hosting and Harvesting Communications That Matter« verbindet Praktizierende weltweit zu einer Open-Source-Community. Die Methoden, Ansätze und Modelle werden in vielfältigen Praxisfeldern angewandt, erprobt und weiter entwickelt. Handbücher und Trainingsunterlagen sind im Netz downloadbar und stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Informationen unter www.artof-hosting.org und www.zukunft.at/partner/aoh (die Tiroler Seite).

Literatur

- Holman, P.; Devane, T. (Hg.) (2006): Change Handbook. Zukunftsorientierte Großgruppen-Methoden. Heidelberg.
- Kosha, A. J. (2010): Die Kraft der kollektiven Weisheit. Wie wir gemeinsam schaffen, was einer allein nicht kann. Bielefeld.
- Maleh, C. (2000): Open Space: Effektiv arbeiten mit großen Gruppen. Ein Handbuch für Anwender, Entscheider und Berater. Weinheim, Basel.
- Wheatley, M.; Frieze, D. (2011): Walk out, walk on. A learning journey into communities daring to live the future now. San Francisco.



Keep smiling: Sonne hinter Gittern

Foto: Theo Bruns

Antje Flade

Gestaltung von Bildungseinrichtungen und Lernumwelten

Wie sollten aus psychologischer Sicht Räume in der Erwachsenenbildung gestaltet sein?

Dieser Beitrag geht von der Frage aus, wie Architektur im Zusammenhang von Bildung gestaltet werden sollte, damit sich die Menschen darin wohlfühlen. Das Fazit: Bildungsstätten sollten für die Besucherinnen und Besucher sowohl in funktionaler als auch in emotionaler Hinsicht stimmig sein. Die Räumlichkeiten sollten als lustvoll, anregend und nicht einschüchternd erlebt werden.

Bildungsstätten und Akademien können sich zunehmend weniger darauf beschränken, ein inhaltlich ansprechendes Programm mit Vorträgen, Seminaren, Kursen und Exkursionen anzubieten, sie müssen auch darauf bedacht sein, dass ihre Räumlichkeiten »stimmig« sind. Stimmig meint dabei sowohl Funktionalität im Sinne des Zusammenpassens von Form und Funktion bzw. architektonischer Gestaltung und Nutzungszweck als auch, dass sich die Lernenden wohl fühlen. Stimmigkeit beinhaltet somit ein physisches als auch ein emotionales Zusammenpassen.

Über die Frage der funktionellen Gestaltung hat bereits im 1. Jahrhundert vor Chr. der Architekt und Architekturtheoretiker Vitruv nachgedacht. In seinem Werk *De Architectura* ging er auch auf Lernumwelten ein. So sollten Bibliotheken wegen der Morgensonne gegen Osten gerichtet sein, weil bei anderen Himmelsrichtungen die Bücher durch Feuchtigkeit Schaden nehmen

könnten. Vitruv ging es hier nicht um optimale Umweltbedingungen für die Lesenden, sondern für die Bücher, die in der Zeit Vitruvs sehr wertvoll waren.

Schwieriger ist es, die optimalen Umweltbedingungen für die Lesenden und Lernenden zu bestimmen, denn diese umfassen mehr als klimatische Einflüsse. In Bibliotheken sind es vor allem Geräusche, die stören. Man wird beim Arbeiten unwillkürlich abgelenkt, wenn sich andere unterhalten oder herumgehen. Man muss sich mehr konzentrieren, was sowohl die Aufnahme und Verarbeitung von Informationen beeinträchtigt als auch das Wohlbefinden schmälert. Eine Möglichkeit, um diesen Missstand zu beseitigen, ist ein abgedunkelter Eingangsbereich, denn in einem dunkleren Raum nimmt sich der Mensch automatisch zurück, er wird leiser. So trägt ein fensterloser, dunkler Eingangsbereich z.B. in einer Kirche dazu bei, dass man leiser spricht oder schweigt.

Affektive Qualitäten des Raums

Die Frage nach den Gründen für dieses Verhalten führt zu dem zweiten Aspekt von Stimmigkeit. Offensichtlich sind es die affektiven Qualitäten des Raums, die ein Leisesein nahelegen.

Diese affektiven Qualitäten werden meistens unter dem Begriff Raumatmosphäre subsumiert, in der Umwelt-

psychologie spricht man vom gestimmten Raum. Bezeichnet wird damit ein ungerichtetes diffuses Erleben, ein Ambiente, das den Menschen umgibt. Räume muten an, sie wirken nüchtern, feierlich, sachlich, behaglich, anheimelnd, einladend oder kalt, abweisend, düster, einschüchternd, beklemmend oder auch bedrohlich. Stets handelt es sich um einen Gesamteindruck. Wesentliche Merkmale, die in Kombination mit anderen zu dem Gesamteindruck beitragen, sind Raumgröße, Raumhöhe, Farbgestaltung, Helligkeit, Materialien, Ausstattung, Gestaltung und Bebilderung der Wände, Fenster, Gerüche, Geräusche und Klänge. Große Räume vermitteln den Eindruck von Weite, man fühlt sich frei statt beengt. Die Höhe eines Raums bestimmt das Größenverhältnis zwischen Mensch und Raum. Räume können bunt oder farblos sein, sie können heller oder dunkler sein, die verwendeten Materialien können edel und kostbar oder billig sein, die Ausstattung sparsam oder üppig sein, die Wände können – wie in orthodoxen Kirchen – vollständig ausgemalt oder schlicht weiß gekalkt, fensterlos oder mit großen Fenstern versehen sein. Schöne Klänge berühren, sie wecken Emotionen und vermögen den Menschen in eine andere Welt zu versetzen.

Die Atmosphäre entsteht durch eine spezifische Kombination vieler Merkmale, was es erschwert, konkrete und generalisierbare Gestaltungsempfehlungen zu formulieren.

Ein Ansatz ist, sich auf die zugrunde liegenden Dimensionen zu beziehen, mit denen sich sowohl die Gestimmtheit von Räumen als auch die erlebten Gefühle charakterisieren lassen. Es sind die drei Dimensionen Lust – Unlust



Die Psychologin Dr. Antje Flade ist Expertin und Autorin für Architekturpsychologie. Zu diesem Thema hat sie zahlreiche Aufsätze und Bücher veröffentlicht, darunter das Standardwerk »Architektur – psychologisch betrachtet« (2008)

(evaluation), Erregung – Entspannung (arousal) und Dominanz – Unterwerfung (potency). Die dritte Dimension spielt insbesondere in der Architektur repräsentativer und sakraler Gebäude eine Rolle. Monumentale Räume, die das menschliche Maß weit überschreiten, können leicht das Gefühl, machtlos und klein zu sein, erzeugen.

Das individuelle Wohlbefinden hängt von den Ausprägungen auf diesen drei Dimensionen ab. Menschen fühlen sich in Umgebungen wohl, die sie als angenehm und lustvoll, als anregend und nicht als erdrückend und übermächtig empfinden. Anregend meint Unaufgeregtheit, eine gewisse Ruhe, die aber von einer Totenstille sowie ebenfalls von einer erregenden Lautheit weit entfernt ist.

Behagliche Räume werden als lustvoll erlebt, sie sind nicht einschüchternd und strahlen Ruhe aus, die aber nicht als übermäßige Stille empfunden wird. Unangenehme und laute Räume sind nie behaglich. Farblose oder einfarbige und nicht ausreichend beleuchtete Räume sind eher anregungsarm, Blau und Grün wirken eher beruhigend, Rot, Orange und Gelb dagegen erregend. In Räumen, in denen gelernt und konzentriert gearbeitet werden soll, sind solche erregenden Farbtöne zu vermeiden, Blau und Grün sind hier die pas-

senden Farben. Übermäßige Buntheit, die mit einem hohen Erregungsniveau gekoppelt ist, schließt Behaglichkeit aus. Dass die kortikale Aktivität in bunten und einfarbig grauen Räumen unterschiedlich ist, spiegelt sich übrigens im EEG wider.

Warum ist es wichtig, dass Bildungsorten, die freiwillig aufgesucht werden, »stimmig« sind, also als angenehm, anregend und nicht als erdrückend und einschüchternd erlebt werden? Es ist die Verhaltensrelevanz des gefühlsmäßigen Eindrucks.

Primäre Reaktion entscheidend

Gefühlsmäßige Reaktionen erfolgen unmittelbar, also nicht erst nach einer kognitiven Verarbeitung und Analyse sensorischer Eindrücke. Ein Raum, in den man hineinkommt, wird stets zuerst gefühlsmäßig taxiert. Deshalb bezeichnet man das Gefühl, das er hervorruft, als *primäre* Reaktion. Vom Ergebnis dieser Erstbewertung hängt es ab, ob man sich weiter in dem Raum oder an dem Ort aufhält oder sich gleich wieder davonmacht. Dies gilt dann, wenn der Aufenthaltsort selbst bestimmt werden kann, man also nicht gezwungen ist, in einem Raum auszuharren, den man als unangenehm und

als zu schrill oder zu monoton empfunden. Eine als angenehm erlebte Atmosphäre geht mit Annäherungsverhalten einher. Man bleibt dort, fühlt sich wohl und schaut genauer hin. Andernfalls wird man sich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit abwenden und den betreffenden Raum oder Ort künftig vermeiden. Damit liegt auf der Hand, dass eine positive Atmosphäre in Bildungseinrichtungen, die im Unterschied zu Schulen freiwillig aufgesucht werden, besonders wichtig ist. Davon hängt es auch ab, ob die Besucher und Besucherinnen beabsichtigen wiederzukommen.

Der gefühlsmäßige Eindruck wird nicht nur durch die Gesamtheit diverser gestalterischer Merkmale bestimmt, sondern auch von situativen Merkmalen wie der Dichte, d.h. der Zahl der Menschen pro Raumeinheit. So wird z.B. der Leseraum einer Bibliothek in den meisten Fällen gleich wieder verlassen, wenn der Raum zu mehr als 60% besetzt ist. Eine hohe Dichte beeinträchtigt das Wohlbefinden, wenn sie ein individuell akzeptiertes Niveau überschreitet. Die dadurch ausgelöste Erregung schmälert das Wohlbefinden. Für Bildungseinrichtungen folgt daraus, dass übervolle Veranstaltungen vermieden werden sollten. Ein weiteres situatives Merkmal ist die Art der



Keep smiling: Die drei Freunde von der Waterkant

Foto: Theo Bruns

Veranstaltung. Ein Raum, der ziemlich abweisend und kalt wirkt, weil die baulichen Elemente genormte, konforme Serienprodukte statt individuelle Einzelstücke sind, kann durchaus stimmig sein, zum Beispiel wenn dort naturwissenschaftlicher Unterricht stattfindet. Hier würden die Lernenden anheimelnde Behaglichkeit und Wärme nicht unbedingt als stimmig empfinden.

Generell gilt indessen, dass das Vielfältigere und Individuelle für Anregung sorgt und genormte, konforme Serienprodukt als bauliche Elemente nicht zu empfehlen sind.

Dass Schlichtheit und Reizarmut im Allgemeinen nicht als stimmig erlebt werden und zu einem verkürzten Aufenthalt führen, belegt das empirische Ergebnis, dass sich die Besucher und Besucherinnen eines Museums im Mittel länger in einem Raum aufhalten und sich die dort ausgestellten Bilder anschauen, wenn dessen Wände farbig und nicht schlicht weiß sind.

Behagliche Räume sind angenehm, sie strahlen eine wohltuende Ruhe aus, ohne jedoch verschlafen zu sein. Hektische Räume sind hochgradig erregend und unangenehm.

Lautstärke, Tempo und Rhythmik von Musik beeinflussen die Gefühlslage auf der Dimension Erregung – Entspannung. Mithilfe leiser und langsamer Musik in einem immer wiederkehrenden unaufgeregtem Rhythmus lässt sich eine entspannte Atmosphäre erzeugen, die stimmig ist, wenn man sich ausruhen und erholen möchte.

Eine positive Atmosphäre im Lernum-

welten fördert sowohl das Wohlbefinden als auch die Lernmotivation und damit den Lernerfolg. Dies zeigen Untersuchungen, in denen die Bewertungen und die Leistungen von Studierenden in traditionell und unkonventionell gestalteten Seminarräumen verglichen wurden. Seminarräume, ausgestattet mit gepolsterten Sitzmöbeln, einer regelbaren Beleuchtung, Vorhängen an den Fenstern, Pflanzen, Bildern an den Wänden, einer anheimelnden Beleuchtung und farbigen Teppichen, wurden positiv bewertet und wirkten sich positiv auf die Unterrichtsbeteiligung, Diskussionsfreudigkeit und die Prüfungsergebnisse aus. Solche Ergebnisse legen nahe, dass Unterrichtsräume weder dem üblichen Schema entsprechen noch spartanisch schlicht sein müssen.

Beispiel WABE-Zentrum

Ein relativ leicht zu variierendes Umweltmerkmal ist die farbliche Gestaltung. Doch auch hier ist wie bei einem Übermaß an Behaglichkeit Vorsicht geboten, denn Farben, mit denen man möglicherweise Monotonie zu kompensieren versucht, können leicht als zu grell empfunden werden, d.h. als erregend statt anregend. Rot sollte wegen seines vergleichsweise hohen Erregungspotenzials als Raumfarbe von Lernräumen vermieden werden, eher sind hier Blautöne zu empfehlen.

Ein positives Beispiel einer Lernumwelt ist das WABE-Zentrum auf dem Waldhof-Gelände des landwirtschaftlichen

Bioland-Versuchsbetriebs der Hochschule Osnabrück. WABE steht dabei für Waldhof, Aktion, Bildung, Erleben. Es ist in der Fakultät Agrarwissenschaften und Landschaftsarchitektur der Hochschule Osnabrück angesiedelt. Es wird sowohl als Unterrichtsraum für Studierende als auch als Ort für Fortbildungen und Veranstaltungen im Ernährungsbereich genutzt. Neben der Käserei und der großen Schauküche liegen ein größerer und ein kleinerer Seminarraum. Die Gebäudeteile sind sechseckig angelegt. Durch Zusammensetzung aus mehreren miteinander verbundenen Gebäudeteilen ist das Zentrum komplexer, als es ein einzelnes kompaktes Gebäude wäre. Dennoch ist das Bildungszentrum baulich kohärent, denn die Gebäudeteile fügen sich ineinander und bilden ein zusammenhängendes Ganzes. Das ursprüngliche Zentrum wurde 2009 durch einen neuen Gebäudeteil erweitert, was wegen der modularen Bauweise problemlos möglich war. Darüber hinaus zeichnet sich das Zentrum durch eine symbolische Ästhetik aus: Es ruft Assoziationen an Bienenwaben hervor.

Die Studierenden erleben die Atmosphäre in den Seminarräumen als angenehm und anregend. Der positive gefühlsmäßige Eindruck wird durch Bilder an den Wänden, die Holzeinrichtung und die Form der Räume gefördert.



WABE-Zentrum der Hochschule Osnabrück

Foto: Hochschule Osnabrück

Marius Stelzer

Form follows Feeling

Milieusensible kirchliche Erwachsenenbildung und die Gestaltung von Räumen

In welcher Umgebung fühlen sich die Kundinnen und Kunden von Bildungshäusern wohl? Viel hängt wohl davon ab, aus welchen Zusammenhängen die Gäste kommen, welchen Geschmack, welche Interessen und Zielsetzungen sie haben. Dies wird nach Ansicht des Milieu-Ansatzes wesentlich von der Herkunft, von dem Milieu bestimmt. Dieser Beitrag gibt Antworten, wie der Milieu-Ansatz bei der Gestaltung von Erwachsenenbildung realisiert werden kann.

In den vergangenen 10 bis 15 Jahren hat im Bereich der erwachsenenpädagogischen Adressatenforschung, in der kirchlichen Sozialforschung und pastoralen Praxis die Milieutheorie eine erstaunliche Karriere gemacht.¹ Im pädagogischen Bereich ist hier das umfangreiche Forschungssystem von Heiner Barz und Rudolf Tippelt zu nennen. Nach zwei Städte-Studien (Freiburg-Studie 1999 und München-Studie 2001) folgte ein dreiteiliges Forschungswerk auf bundesdeutscher Ebene. Hier kam das damals noch neu justierte gesamtdeutsche Lebenswelt-Modell des Sinus-Instituts Heidelberg zum Zuge.²

Die Milieutheorie ist aus dem pastoraltheologischen Diskurs in Forschung und seelsorglicher Praxis gegenwärtig nicht mehr wegzudenken. Zu nennen sind hier die Leitstudien »Religiöse und Kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus« aus den Jahren 2005 und 2013 sowie der Trendmonitor aus dem Jahr 2010. Die kirchliche Erwachsenenbildung profitierte an der Schnittstelle beider Forschungslinien. Davon zeugen u.a. die Publikationen der KEB

in der Erzdiözese München-Freising für die milieusensible kirchliche Erwachsenenbildungsarbeit.³

Die Milieutheorie bzw. die Befunde hieraus sind vortreffliche Denk- und Planungshilfen, wenn es um kirchliche und erwachsenenpädagogische »Raumplanung« geht. Im Rahmen der Rezeption der Studienergebnisse aus dem Jahr 2005 hat es zahlreiche (Modell-)Versuche gegeben, kirchliche Außen- und Innenräume in den Blick zu nehmen und gestalterisch neu zu justieren.⁴ Raumplanung betrifft in Bezug auf das Leitthema dieses Heftes zum einen die geografische Planung kirchlicher Handlungsorte: An welchen städtischen Standorten findet im weitesten Sinn »Erwachsenenbildung« statt – vom Elternabend für Erstkommunionkinder bis hin zur fundierten Bildungsveranstaltung? Zum anderen stellen sich die Fragen zur Gestaltung dieser kirchlichen Kommunikationsräume vor Ort: Wie sind Häuser und Räume, Pfarrheime und Bildungsstätten außen wie innen beschaffen und gestaltet? Welche Entrees und welche Barrieren gibt es? Wie sieht eine kommunikationsförderliche Objekteinrichtung aus? Inwieweit schlägt sich der Bedarf an »Raum« für kirchlich-religiöse Erwachsenenbildung, für Beratungskontexte und kommunikative Treffpunkte in den gegenwärtigen diözesanen und lokalen Pastoralplanungen der größer werdenden Pfarreistrukturen nieder? Welche Zielgruppen bzw. Adressaten möchte man ansprechen? Und wie

sieht ein bildungs- und lernförderliches räumliches Umfeld aus?⁵

In diesem Beitrag soll die Milieuperspektive in Erinnerung gerufen und in ihrer Brisanz in Bezug auf zwei Begriffe angeschärft werden: ein eher unkonventionelles Verständnis von Raumausstattung und den noch neuen Begriff der Umfeldgestaltung.

Kirchliche Raumausstatter

Matthias Sellmann plädiert im Nachgang der 2005er-Sinus-Kirchenstudie, dass insbesondere im Feld kirchlicher Jugendseelsorge die pastoralen Mitarbeiter »kirchliche Raumausstatter« sein müssten.⁶ Angesichts eines iconic turns, der auch in Bezug auf die gesamte kirchliche Sprachfähigkeit relevant ist, steht dieser Gedankengang paradigmatisch für die gegenwärtige berufliche Herausforderung, Kommunikations- und Bildungsräume im kirchlichen Kontext adressatenorientiert zu gestalten.⁷ Denn ein Blick in die Pfarrheime und Bildungseinrichtungen zeigt: Viele kirchliche Kommunikationsräume sind zur Konzils- und Synodenzeit in den 1960er- bis 1970er-Jahren entstanden. Architektur und Innenausstattung (Möbiliar, Bildprogramm, Lichtkonzepte) signalisieren in ihrer Formensprache ebendiese Epoche – und atmen bis heute vielfach das Bild der bürgerlichen Pfarrfamilie, das sich aus den Kirchenbildern des Konzils und der Synode (»Volk Gottes«; »Hoffnungsgemeinschaft«) nährt: Wer mitmacht, erlebt Gemeinde. Traditionelle, konservative, Bürgerliche und Postmaterieell-sozialökologische fühlen sich hier zu Hause. Oder um es eher konturiert mit Herbert Poensgen zu sagen: »Die katholische Wohnzimmerästhetik ist innovationsresistent und der Mythos von der Gemeinschaft der Kirche über so-



Dr. Marius Stelzer ist Pastoralreferent im Bistum Münster und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bochumer Zentrum für angewandte Pastoralforschung.

ziale Grenzen, Stadtviertel und Generationen hinweg erscheint unausrottbar.«⁸ Das bedeutet: es fällt im kirchlichen Immobilienmanagement eher schwer, innovative pastoral-erwachsenenpädagogische Raumkonzepte zu entwickeln, weil es jenseits der bislang bewährten Gestaltungsmuster keine innovativen Impulse gibt. Aber auch, weil die Gestaltungshoheit in Pfarrheimen oftmals von ebenjener Generation beansprucht wird, die biografisch-pastoral von der oben genannten Epoche geprägt ist. Pönsgen plädiert hinsichtlich kirchlicher Raumgestaltung und -ausstattung für eine Theologie der Daseinshermeneutik und für eine Kontextualisierung von Theologie und Leben.

Um diese Kompetenz des Kontextualisierens als »Raumausstatter« zu bewältigen, stellt uns die Milieutheorie ein Begriffspanorama zur Verfügung, dem bislang leider wenig Beachtung geschenkt wurde: das Prinzip der »sozialen Gravitation«. Carsten Wippermann, Autor der 2005er-Sinus-Kirchenstudie, hat diesen Begriff in jüngerer Zeit geprägt. Als Leitsatz führt Wippermann ein Zitat des Soziologen Georg Simmels an: »...dass sich von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seelen schicken lässt, dass alle banalsten Äußerlichkeiten schließlich durch Richtungslinien mit den letzten Entscheidungen über den Sinn und Stil des Lebens verbunden sind«⁹.

In Bezug auf einzelne Milieus bzw. Lebenswelten lassen sich aus den empirisch-qualitativen Befunden (den Mitteilungen der Befragten über ihre Alltagswirklichkeit) der Milieuforschung gemeinsame Richtungslinien ermitteln, die – bei allen graduellen Unterschieden im Habitus innerhalb jeweils einer Lebenswelt – auf einen milieukonstitutiven Kern weisen. Es geht dabei um vorbewusste Impulse, sogenannte Ur-Impulse, und die damit zusammenhängenden Handlungsziele innerhalb einer Lebenswelt. Beide bilden den Gravitationskern der jeweiligen Milieus und fundieren die jeweilige Daseinshermeneutik. Das heißt ganz einfach gesagt: Jedes individuelle Handeln und jede individuelle (ästhetische) Ausdrucksform verweist immer auf tiefer liegende Überzeugungen des Individuums. Und zugleich: diese tiefer liegenden Überzeugungen offenbaren sich milieuspezifisch in typischen Handlungsmustern, ästhetische Vorlieben und Konsumgewohnheiten. Die spezifischen Grundüberzeugungen sind innerhalb eines Milieus konsensfähig, nach außen hin (mit anderen Milieus) jedoch eher nicht.

Die Tabelle 1¹⁰ fasst diese Ur-Impulse und Handlungsgegenstände zusammen. Die zentralen Thesen sind demnach:

- Alle alltagsrelevanten Ausdrucksformen und sichtbaren Strategien der Lebensführung der Menschen lassen sich eindampfen auf eine mili-

euspezifische Grunddynamik. Diese Grunddynamik ist vorbewusst.

- Und im Umkehrschluss: Das Wissen um diese sozialen Gravitationszentren ermöglicht bzw. erleichtert adressatenspezifische Ansprache in pastoralen und erwachsenenpädagogischen Handlungsfeldern enorm.
- Mithilfe der Ur-Impulse lassen sich motivationale Muster herausfiltern, die für die adressatenspezifische Ansprache (Werbung, Kommunikation) relevant sind.
- Mithilfe der Handlungsgegenstände lassen sich milieuspezifische Interessengebiete und Themenfelder generieren, die für bestimmte Zielgruppen relevant sind.
- Mithilfe beider Begrifflichkeiten lassen sich didaktische und methodische Akzente herausdestillieren in Bezug auf Planung und Durchführung von Bildungsveranstaltungen.

Die Matrix als wissenschaftliches Extrakt qualitativ-empirischer Sozialforschung ist als Instrument für das Planungswissen demnach ein wichtiges Hilfsmittel.

Wir entwickeln die Matrix unter dem Begriff »Raumausstattung« weiter. Wichtig: es geht hier nicht um Empfehlungen im Stile von »Schöner Wohnen«, sondern die folgenden Ausführungen beruhen auf sozialwissenschaftlich-empirischen Erkenntnissen in der Milieuforschung.¹¹

Milieu	Motivation (Ur-Impuls)	Handlungsgegenstand
Konservative	Bewahren, Weitergeben: Sorge und Pflege	Wahres und Kultiviertes
Etablierte/Liberal-Intellektuelle	Erfolg haben, Bestimmen: Dominanz und Führung	Produktives und Exklusives
Postmaterielle/Sozial-Ökologische (Sinus)	Widerständig sein, Welt verbessern: Kritik und Vision	Gerechtes und Richtiges
Performer	Weiterkommen (als andere, als bisher): Erfolg und Innovation	Chancen
Expeditive	Sich auf die Reise machen: Aufbrechen und Ausprobieren	Unbekanntes Terrain
Traditionelle	In Harmonie eingebunden sein: Akzeptanz und Sicherheit	Vertrautes und Nahes
Bürgerliche Mitte	Ankommen und modern sein: Balance und Modernität	Verlangtes und Zukunftsfähiges
Benachteiligte/Prekäre (Sinus)	Mithalten und Teilhaben: Problemfreiheit und Genuss	Einfaches und Unmittelbares
Hedonisten	Spaß haben, kein Stress: Unterhaltung und starke Reize	Spannendes und Krasses
Adaptiv-Pragmatische (Sinus)/Bürgerliche Performer	Eingebunden und weltoffen sein: Erfolg und Kompromiss	Sicherheit und Flexibilität

Tabelle 1: Milieus, Ur-Impulse und Handlungsgegenstände

Konservative (Wahres und Kultiviertes): Räume müssen wertig und authentisch ausgestattet sein, das heißt, es geht um ein stimmiges Gesamtkonzept und kein Durcheinander von Stilrichtungen. Bildungshäuser sind gut beraten, wenn echte Kunstwerke (lokaler Künstler) die Räume bereichern. Dies darf jedoch kein Kitsch sein. In der jüngeren Zeit gewinnt eine zeitgemäße technische Ausstattung an Bedeutung, insbesondere ein unkomplizierter WLAN-Zugang, denn die Tablet-Technologie ist in dieser Generation angekommen. Bezüglich der Sozialform bevorzugen Konservative eher Podien, Vorträge und Plenumsveranstaltungen. Dies muss sich in entsprechenden Raum- und Möblierungskonzepten niederschlagen. Das heißt insgesamt: Bildungsstätten und Kommunikationsräume sind demnach auch im pastoralen (Bildungs-)Kontext Orte der gepflegten Hochkultur und Vortragskunst. Dieses Schema muss sich in der Gestaltung niederschlagen: repräsentativ-geschmackvoll.

Etablierte (Produktives und Exklusives): Etablierte sind hinsichtlich ihrer Designansprüche an eine einladende Raumumgebung Konservativen recht ähnlich, gleichwohl weit anspruchsvoller. Eine professionelle, funktionierende und zeitgemäße technische Ausstattung ist ebenso selbstverständlich wie eine hochwertige (Design-)Möblierung, die sinnlich ansprechend und funktional ist. In diesem Oberschicht-Milieu wird zunehmend wichtig, dass Architektur und Raumausstattung eine Art »Erlebnisqualität« aufweisen: Repräsentation von Exklusivität, von Dominanz und Führungsstärke sind Kennzeichen dieser Erlebnisqualität. Neben funktionalen Räumen (Seminarräume) werden informelle, extrafunktionale Raumsituationen relevant (Flure, Nischen, Conchen, Ecken). Alles in allem: Geradlinig, kantig, dekorfrei, reduziert. Stilvoll-wenig.

Performer (Chancen): Die bislang aufgezeigte Dynamik in den Milieus der oberen Mittelschicht und Oberschicht lässt sich bei Performern weiter zuspitzen,

was den Anspruch an ein funktionales und komfortables Haus- und Raumambiente betrifft. Besonders die multifunktionale, effektive und situative Raumausstattung gewinnt hier an Bedeutung. Zuverlässige Netzwerkfähigkeit aller Räume ist hier State of the Art. Neben der Ausstattung mit technischen Hotspots zeigt sich auch die Einrichtung »auf den Punkt gebracht«: Fluchtpunkte, Meeting-Corners, gezielte Inszenierung von Einzelstücken, Podeste und Bühnen. Je jünger die Zielgruppe, desto jugendkultureller darf auch das Bildprogramm sein (Pop-Art). Haus und Einrichtung signalisieren insgesamt Erfolgs- und Machbarkeitsqualitäten: pointiert, performativ, avantgardistisch und urban: stilvoll-multioptional.

Postmaterielle/Sozialökologische (Gerechtes und Richtiges): Eine Kernzielgruppe im gegenwärtigen kirchlichen Bildungsgeschäft ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die Gruppe der Postmateriellen. Ein zentraler Gegenstand in der Alltagsästhetik und -philosophie dieser Adressatengruppe ist Freiheit zur Selbstentfaltung. Die gesamte Farb- und Formensprache richtet sich danach aus, innere Freiheit zu ermöglichen, indem freie Räume dargeboten werden. Die Ausstattung der Räume soll alles in allem

Lernerfolg und zwischenmenschliche Begegnung fördern. Raum und Interieur signalisieren nicht nur ökologische Verantwortung, sondern auch Selbstentfaltung, Toleranz, Ganzheitlichkeit (einschließlich der fairen Kaffeebar). Nichts wird verabsolutiert. Zwecks Prozessorientierung im Lernen müssen Räume und Ausstattung flexibel sein: Podium, Auditorium, Stuhlkreis, Foren, Workshops/Kleingruppenarbeit, draußen oder drinnen. Reflexiv, intellektuell, niveauvoll; kurz: authentisch-nachhaltig.

Expeditive (unbekanntes Terrain): Der Gestaltungsmaßstab bei Expeditiven heißt eigentlich: ungewohnte Orte aufsuchen und anbieten. Die Erlebnisqualität liegt im Spontanen, Provokativen und Überraschenden, im Ausprobieren von Körperlichkeit und Fitness, im Fun-Faktor. In diesem sehr jungen Segment sind Raumgestalter gut beraten, nicht nur moderne, urbane Kunst (Graffiti, Fotografie) darzubieten. Eine Boulderwand im Foyerbereich hätte einen Überraschungseffekt. Tagungsräume müssen unmittelbar den Zutritt nach draußen ermöglichen (bodentiefe Fenster- und Türfronten), der Freizeitbereich muss (ähnlich wie bei Performern) wertig sein: High-End-Kicker, Air-Hockey-Tisch, Billard, elektronische Unterhaltungsmedien. Multisensuali-



Keep smiling: Bitte recht freundlich!

Foto: Theo Bruns

tät und die Verknüpfung unterschiedlicher Stile sind hier wichtige Gestaltungsmaßstäbe. Das Raumambiente muss offenporig und unkonventionell sein: Sichtbeton, freigelegte Stahlträger oder Holzbalken (im Altbau), improvisiert, aber nicht minderwertig. Bildungsräume bieten Expeditiven Atelieratmosphäre an und ermöglichen Zutritt nach draußen zu Slacklines, Niedrigseilgarten und Hängematten. Kurz: improvisiert-explorativ.

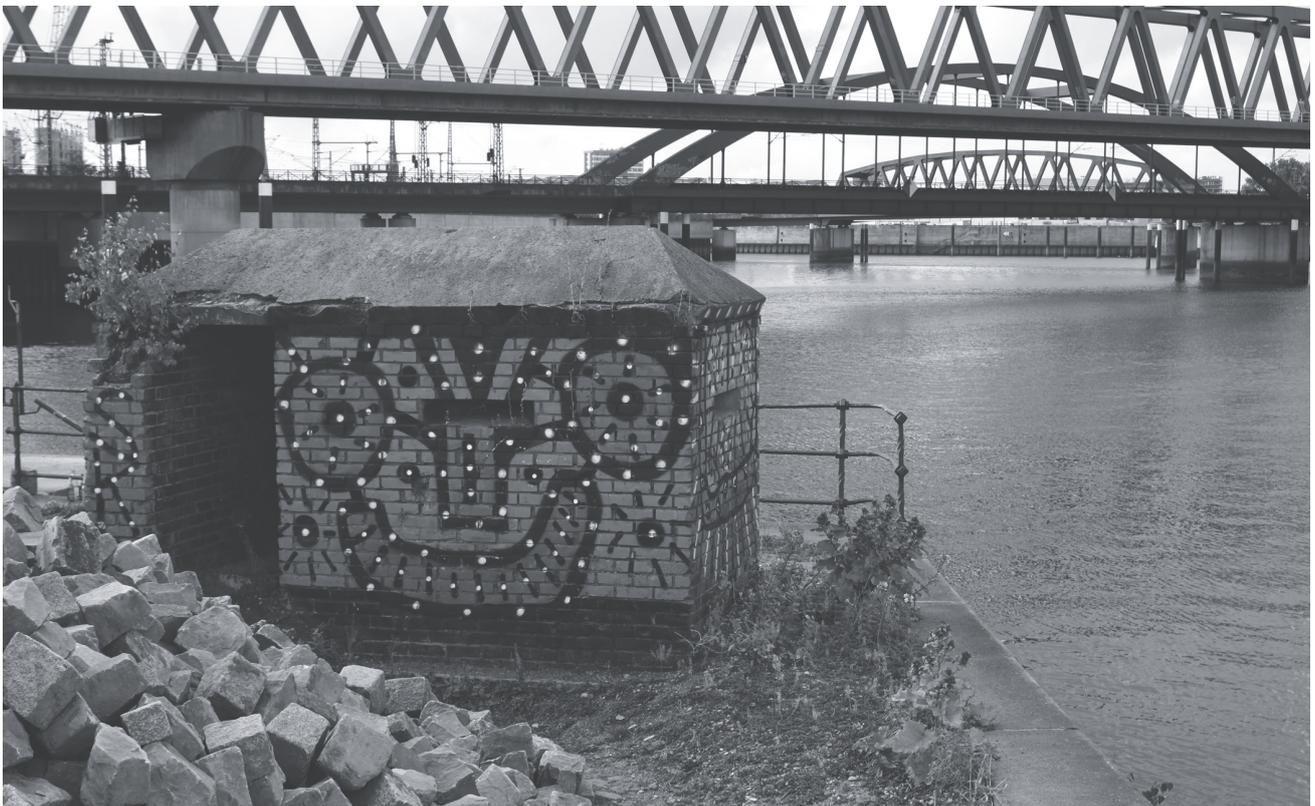
Traditionelle (Vertrautes und Nahes): Diese Zielgruppe ist nach wie vor eine sehr starke präzente Gruppe im Alltag der Pfarrheime in der Seelsorge. Hier muss in Architektur und Ausstattung Vertrautes, Sicheres und Nahes signalisiert werden: räumliche Nähe, Behaglichkeit, Erreichbarkeit (auch physische Barrierefreiheit: breite Türen, Lift, Eingangsrampe, großzügige Beleuchtung, produktive Raumakustik), kleinbürgerliche Gemütlichkeit. Bildungs- wie Kommunikationsräume müssen nützlich, praktisch, gepflegt und sauber sein. Ein zentrales Sig-

nal lautet: Hier bist du beheimatet. Das spiegelt sich im Bildprogramm nieder: lokale Fotografien, Gemälde, eher trivial-leicht verstehbar, eher als Dekoration denn als Understatement. Das heißt: klar-überschaubar.

Bürgerliche Mitte (Verlangtes und Zukunftsfähiges): Normalität und Harmonie sind in diesem Milieu die zentralen Begriffe, die für kirchliche Raumausstattung relevant sind. Die Ausstattung signalisiert gehobene Modernität in dem Sinn, dass materieller Wohlstand und Behaglichkeit, aber auch Professionalität im Bereich Wissensvermittlung moderat signalisiert werden (interaktive Whiteboards). Alles in allem: das man mithalten und aufsteigen kann. In diesem Milieu und auch im jüngeren Milieusegment der Adaptiv-Pragmatischen/bürgerlichen Performer ist eine kinder- und familienfreundliche Ausstattung wichtig, insbesondere dann, wenn bevorzugt Familien mit Kinder am Bildungsangebot teilnehmen. In der gegenwärtigen Pastoralplanung ist zu überlegen, solche Bildungs- und

Kommunikationsräume mit Kita-Standorten zu verbinden (familienpastorale Zentren: gemeinsame Nutzung der Spielflächen, verkehrsberuhigte Lage usw., aber auch: Rückzugsräume zum Wickeln, Stillen und Schlafen). Insgesamt: modern-harmonisch.

Benachteiligte/Prekäre (Einfaches und Unmittelbares): Die Unterschichtmilieus sind charakterisiert durch offen-materialistische Konsummuster und zugleich durch eine enge Limitierung ihrer Möglichkeiten. Im Bildungsetting tauchen Benachteiligte oftmals dort auf, wo es beispielsweise um berufliche Integrationsmaßnahmen geht. Kirchlicherseits sind vor allem Kitas und Pfarrheime Berührungspunkte, aber auch Sozialstationen und Hilfe-Büros. In diesem Zusammenhang geht es alles in allem um die Reduzierung von Barrieren, die dadurch signalisiert wird, dass Räume physisch und ästhetisch »unverstellt« sind. Limitierungen der Adressaten dürfen durch die Raumausstattung nicht hervorgehoben werden. Vielmehr geht es um eine



Keep smiling: Sieben Brücken zum Glück

Foto: Theo Bruns

dezenz, gastfreundliche und Sicherheit signalisierende Gesamtästhetik. Zugleich geht es auch um eine Ästhetik der Kraft: Was spricht dagegen, dass Bildungshäuser einen Krafraum anbieten, Work-out-Phasen implementieren? Gastfreundschaft heißt: einladende Transparenz bei zugleich milieunotwendiger Diskretion. Nicht kantig, sondern weich und dezent, serviceorientiert und kraftvoll zugleich: unverstellt-gastfreundlich.

Hedonisten (Spannendes und Krasses): In der Milieutypologie muss besonders mit Blick auf das Milieu der Hedonisten unterschieden werden zwischen unterhaltungsorientierten jungen Leuten und den Vertretern besonders kruder hedonistischer Lebensstile. Die Mehrheit wird eher einen unterhaltungsorientierten Lifestyle pflegen. Für Hedonisten ist ebenfalls geografische Nähe der Bildungs- und Kommunikationsorte wichtig: Stadtteilbüros, Stadtteilarbeit, lokales Engagement. Offensiver als bei Benachteiligten/Prekären dürfen im Raumprogramm kraftvolle Sport- und Unterhaltungsmotive auftauchen: großformative Fotografien von Rockkonzerten oder Sport-Events, Street-Art, Veranstaltungsplakate usw. Vorplätze und Innenhöfe sind so gestaltet, dass sie informell zu »Skate-Spots« in der Stadt(teil)szene werden können. Das Interieur darf Vorläufigkeit und Improvisation signalisieren – das zentrale Signal lautet »Freiheit«. Provokativ, leicht nachlässig, bequem: aufregend-unterhaltungsorientiert.

Kirchliche Umfeldgestalter

Mit Blick auf besondere Zielgruppen bzw. Adressatengruppen in der (kirchlichen) Erwachsenenbildung können die oben aufgeführten Hinweise dienlich sein. Oftmals hat man es jedoch mit einem breiteren Spektrum an Gruppen und Milieus zu tun, die zu bestimmten Anlässen kirchliche Kommunikations- und Bildungsorte aufsuchen. Ein Augenmerk soll hier dezidiert auf den noch unbekanntem Begriff der »Umfeldgestaltung« gelegt werden. Die durchaus knifflige Frage ist, wie milieübergreifend Bildungsräume und Kommunikationsorte als produktive Umfeldfelder gestaltet werden können. Raum-

ausstattung und Umfeldgestaltung sind dezidierte Handlungsfelder in Erwachsenenbildung und Pastoral, deren Bedeutung immer noch unterschätzt wird.¹²

Die Planung von Bildungshäusern und -räumen (Neubau oder Umgestaltung vorhandener Raumsubstanz) implizieren zugleich immer einen didaktischen Entwurf. Bei allem ist zu beachten, mit welchem Ziel und für welche Adressaten Räume gestaltet und eingerichtet werden.¹³ Erwachsenenbildner müssen Umfeldgestalter sein. Es geht hier weniger um die Fähigkeit, ein stimmiges Wohlfühl-Ambiente zu schaffen, als vielmehr um die Fähigkeit, gegenüber Architekten und Bauherren artikulations- und dialogfähig zu sein. Dazu gehört »sowohl die Analyse von Bedingungskonstellationen des Lehrens und Lernens als auch die Schaffung von günstigen Rahmenvoraussetzungen für Lehr-Lernprozesse«¹⁴. Umfeldgestaltung ist ein essenzieller Teil einer erwachsenenpädagogischen und seelsorglichen raumdidaktischen Kompetenz. Es geht dabei darum, die physikalischen, ästhetischen, funktionalen und extrafunktionalen Aspekte, die das Lernen Erwachsener fördern, zu verstehen und in den Gestaltungsprozess einzuspeisen.¹⁵

Umfeldgestaltung bedeutet physikalisch: u.a. Kenntnisse über die raumphysikalischen Voraussetzungen von Lernen und Lehren: natürlicher Lichteinfall, Raumhöhe und Raumakustik, Beleuchtungskonzept (Arbeitsplatz und Raumbeleuchtung nach DIN-EN), technische Konzeption (Präsentationstechnik, interaktive Whiteboards, mediale Schnittstellen/Sharepoints). Überlegungen zum Bestuhlungskonzept (Bequemlichkeit, Robustheit und Design der Bestuhlung), Tischhöhen, Materialität (Oberflächen) der Wände/Böden/Arbeitsbereiche mit dem Ziel effektiven und produktiven Lehrens und Lernens. Zum physikalischen Bereich gehört auch der bewusste Einsatz von Formen und Farbe (Anstriche). Als Faustformel kann man

sagen: Je weniger stört (Blendwirkungen, schwache Beleuchtung, trockene Luft, unbequeme Stühle usw.), desto arbeits- und lernförderlicher ist die Umgebung.

Umfeldgestaltung bedeutet funktional und extrafunktional¹⁶: Kenntnisse über die Proportionen und Zuschnitt von Bildungsräumen für flexible Lernsettings, Zuschnitt von Verkehrsflächen, Pausenzonen, Einbezug äußerer Lernumgebungen und Freizeitflächen (besonders bei ländlich gelegenen Bildungshäusern), Kleingruppenräume, Arbeitsecken, informelle Lernbereiche (Lesebereiche, Hausbibliothek, Internetzugang). Es bedeutet zudem Kenntnisse über die Signalwirkung von Architektur und Raumgestaltung (Eingangsbereich als Visitenkarte der Einrichtung/des Hauses; Bildprogramm, Gestaltung der Verkehrsflächen), Beschilderung/Wegweiser (in Anlehnung an die Corporate Identity des Hauses/der Institution). Unter dem Begriffspaar fällt auch die Frage der Aufteilung des Bildungshauses in Seminarbereiche, informelle Bereiche (extrafunktionale Bereiche), Pausen- und Erholungsgebiete sowie – je nach Gelegenheit – Hotel- bzw. Übernachtungsgebiete. Jeder Bereich hat eine eigene Funktion, die sich nicht nur in der Architektur niederschlägt, sondern auch in der zielorientierten Innenausstattung bzw. Objekteinrichtung.

Umfeldgestaltung bedeutet ästhetisch: Umgang mit Materialität des Interieurs, Wertigkeit und Ästhetik des Mobiliars, der Oberflächen und Beleuchtungskörper, Verknüpfung der Hausatmosphäre (auch: Geruch!) mit der Corporate Identity des Bildungshauses, Verzicht auf zu starke (Farb-)Kontraste, bewusste Wahl des Farbschemas und Bildprogramms. Hier greift Umfeldgestaltung die milieuspezifischen Ausstattungshinweise auf. Und: Die Raumästhetik ist immer der zentrale Motor der gesamten Erlebnisqualität eines Bildungshauses bzw. eines kirchlichen Kommunikationsortes (»Pfarrheim, kirchliche Servicestellen«). Das ästhetische Paradigma ist die Schlüsselstelle für alle vorgenannten Kriterien.

Dieser Beitrag vermag die Akzente

zu beiden Dimensionen nur kurz zu umreißen. Sowohl hinsichtlich der thematischen Rezeption der Milieutheorie als auch im gesamten Feld der Umfeldgestaltung stehen (kirchliche) Erwachsenenbildung und die seelsorgeliche Praxis erst am Anfang der Entwicklung. Gleichwohl ist in den gegenwärtigen Umstrukturierungen der pastoralen Landschaften (dazu gehören auch kirchliche Bildungshäuser als dezidiert pastorale Orte) die Frage nach einer produktiven Umfeldgestaltung und Raumausstattung als prioritär zu betrachten. Ein noch fast unentdecktes Feld für die Aus- und Weiterbildung von Frauen und Männern in Seelsorge und Erwachsenenbildung, um deren Dialogfähigkeit mit Architekten und potenziellen Adressaten zu fördern.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Geschichte der Milieutheorie in der Adressatenforschung: Stelzer 2014, S. 60–82.
- 2 Barz/Tippelt 2003–2008.
- 3 Vgl. Sankt Michaelsbund 2014.
- 4 Vgl. exemplarisch: Wunder/Wascheszio, S. 163–176.; Ebertz 2009, S. 49–58; Hempelmann 2012.
- 5 Die Frage stellte erstmals: Fell 1999, S. 176–178.
- 6 Vgl. hierzu und im Folgenden: Sellmann, M., Sieben Tipps für kirchliche Raumausstatter, als HTML-Dokument im Internet abrufbar über <http://www.kath-kirche-vorarlberg.at/organisation/kirchenblatt/artikel/der-jugend-raum-geben> (Zugriff: Mai 2015).
- 7 Ein »iconic turn« scheint sich in der Erwachsenenbildungsforschung in jüngerer Zeit erst zaghaft abzuzeichnen; vgl. Nolda 2011.
- 8 Poensgen 2011, S. 84.

- 9 Zitiert in: Wippermann 2011, S. 204.
- 10 Vgl. hierzu: Wippermann 2011, S. 63. Wippermann entwickelt in dieser Publikation ein eigenes Milieumodell, das dem Sinus-Modell sehr ähnlich ist. Die entsprechenden Sinus-Begriffe wurden in diese Tabelle mit eingepflegt. Die letzte Zeile wurde vom Autor dieses Beitrags ergänzt.
- 11 Als Quellen wurden konsultiert: Wippermann 2006, Sellmann 2012, Barz/Tippelt 2008.
- 12 Vgl. Fell 2015, S. 41.
- 13 Vgl. Fell 1999, S. 176.
- 14 Vgl. ebenda, S. 177.
- 15 Vgl. Fell 2015, S. 43.
- 16 Funktionale Räume sind nach M. Fell im Kontext behördlicher Bildungsbaurichtlinien gestaltete (und dementsprechend finanziell geförderte) Räume. Extrafunktionale Räume sind zweckfreie Zwischenräume, die für informelles Lernen und informellen Austausch wichtig sind: Flure, Pausenräume, freie Flächen. Funktionale Räume dienen der Vermittlung von Wissen, extrafunktionale Räume dienen der kommunikativen und informellen Vertiefung und Verarbeitung von Wissen; vgl. Fell 2015, S. 55f.

Literatur

- Barz, H.; Tippelt, R. (Hg.): Weiterbildung und soziale Milieus in Deutschland, Bände 1–3. Bielefeld 2003–2008 (DIE-spezial).
- Barz, H.; Tippelt, R. (Hg.): Weiterbildung und soziale Milieus in Deutschland. Praxishandbuch Milieumarketing. Bielefeld 2008 (2. Aufl.).
- Ebertz, M. N.: Milieu-Räume. In: Ders.; Wunder B. (Hg.): Milieupraxis. Vom Sehen und Handeln in der pastoralen Arbeit. Würzburg 2009, S. 49–58.
- Fell, M.: Bildungsräume in der Erwachsenenbildung. In: Grundlagen der Weiterbildung 10 (1999), Heft 4, S. 176–178.
- Fell, M.: Andragogische Grundüberlegungen zu einer lernförderlichen Gestaltung von umbauten Bildungsräumen. In: Wittwer, W., u.a. (Hg.): Lernräume. Gestaltung von Lernumgebungen für Weiterbildung. Wiesbaden 2015, S. 31–64.
- Hempelmann, H.-P.: Gott im Milieu. Wie Sinusstudien der Kirche helfen können, Menschen zu erreichen. Gießen 2012.
- Medien-Dienstleistungs GmbH (Hg.): Milieuhandbuch Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005. München 2006 (unveröffentlichtes Manuskript).
- Nolda, S.: Ansätze bildwissenschaftlicher Erwachsenenbildungsforschung – Anwendungsgebiete und Methoden. In: Report 34 (2011), Heft 1, S. 13–22.
- Poensgen, H.: Zu jung, zu modern, zu sportlich, um wirklich katholisch zu sein? Warum sich die Kirche um junge Erwachsene nicht bemüht hat. Und warum sie sich um sie bemühen sollte. In: Lebendige Seelsorge 62 (2011), Heft 2, S. 81–86.
- Sankt Michaelsbund Diözesanverband München und Freising e.V. (Hg.): Lebensweltorientierte Bildung und Pastoral. Grundlegende Informationen aus den Sinus-Milieus und dem MDG-Milieuhandbuch »Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2013«. München 2014.
- Sellmann, M.: Zuhören – Austauschen – Vorschlagen. Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung. Würzburg 2012.
- Stelzer, M.: Wie lernen Seelsorger? Milieuspezifische Weiterbildung als strategisches Instrument kirchlicher Personalentwicklung. Würzburg 2014 (Angewandte Pastoralforschung 01).
- Wippermann, C.: Milieus in Bewegung. Werte, Sinn, Religion und Ästhetik in Deutschland. Würzburg 2011, S. 204.
- Wunder, B.; Wascheszio, N.: Aufbruch und Innovation. Die Sinusscheibe in der pastoralen Gebäudeplanung. In: Ebertz, M.N.; Hunstig, H.-G. (Hg.): Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusen-siblen Kirche. Würzburg 2008, S. 163–176.

Zu den Bildern in diesem Heft

Am 25. September 2014 wurde Walter Josef Fischer, alias OZ, Hamburgs und wohl Deutschlands bekanntester Sprayer und Graffiti-Künstler, in der Nähe des Hauptbahnhofs Hamburg beim Sprühen eines Tags von einer S-Bahn erfasst und tödlich verletzt. In dem von Andreas Blechschmidt, KP Flügel und Jorinde Reznikoff herausgegebenen Buch »Free OZ! Streetart zwischen Revolte, Repression und Kommerz« (Assoziation A, Hamburg 2014) hat Theo Bruns die Graffitis von OZ dokumentiert. Unserer Bildreihe zeigt eine Auswahl seiner Fotos: Smileys, die mit dem Wissen um die Tragik ihres Schöpfers auch einen Schleier von Melancholie und Trauer vermitteln.

Hamburgs berühmtester Sprayer ist im Stadtbild der Hansestadt allgegenwärtig. Auf tristen Tunnelwänden, Bunkern oder Rückseiten von Verkehrsschildern hat er seine Spuren hinterlassen. Mit Hartnäckigkeit war OZ seit mehr als 20 Jahren Nacht für Nacht in Hamburg unterwegs.

OZ wurde im Laufe seines Lebens zu insgesamt acht Jahren Gefängnis wegen »fortgesetzter Sachbeschädigung« verurteilt. Aus dem gleichen Grund hat er Generationen von Graffiti- und Streetartkünstlern inspiriert. Und was als »Aufstand der Zeichen« auf den Straßen der 1960er-Jahre begann, ist als Urban Art längst in Galerien, Werbeagenturen und Universitäten angekommen. Auf der Homepage www.smiley-hamburg.de sind viele seine Graffitis dokumentiert.



Heimvolkshochschulen

Pädagogisches Profil und Entwicklungsperspektiven

Die Studie untersucht das besondere pädagogische Profil, das Bildungsverständnis und den gesellschaftlichen Nutzen der Heimvolkshochschulen.



NEU

Falko von Ameln

Lernort Heimvolkshochschule

Eine empirische Studie

2014, 256 S., 24,90 € (D)

ISBN 978-3-7639-5429-2

Auch als E-Book

Versandkostenfrei
bestellen im wbv Shop
auf wbv.de



WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de



Martin Buber: Ein Mentor der jüdischen Erwachsenenbildung

50. Todestag des Philosophen / Tradition der Lehrhäuser

Vor 50 Jahren am 15. Juni 1965 starb der Religionsphilosoph Martin Buber, der neben seiner akademischen und publizistischen Arbeit sich auch in der Erwachsenenbildung engagiert hat.

Nach Karl-Josef Kuschel, der soeben ein Buch über Buber herausgegeben hat, setzte er sich »als Erstes sehr, sehr engagiert in der jüdischen Erwachsenenbildung« ein, so Kuschel in einem Radiointerview über die Neuerscheinung (Deutschlandfunk). Buber pflegte interreligiöse Debatten, etwa mit dem evangelischen Theologen Karl Ludwig Schmidt (1891–1956). Kuschel beschreibt in seinem Buch¹ ausführlich die theologische Auseinandersetzung im Stuttgarter Lehrhaus. Das Gespräch von 1933 fand ganz im Zeichen der aufgeheizten antijüdischen Atmosphäre statt. Buber legte dabei erstmals seine »Theologie der Alterität« dar, des interreligiösen Dialogs, wie wir ihn heute auch kennen. Echter Dialog beruht auf dem Verstehen des anderen, nicht auf den Versuch, den Dialogpartner mit Argumenten zu überzeugen.

Diese Methode des Gesprächs hat Buber in der Erwachsenenbildung immer wieder eingesetzt und entsprach seiner grundlegenden Dialogphilosophie. Eine zentrale Rolle spielt dabei die Kunst, Fragen zu stellen, um einen Selbstlernprozess in Gang zu setzen. Die Teilnehmenden bringen in der Unterrichtssituation ihre Lebenserfahrung und der Dozent das Fachwissen ein.

Während sich das Stuttgarter Gespräch auf hohem theologisch-intellektuellem Niveau bewegte, hat sich Buber auch mit anderen »Zielgruppen« auseinandergesetzt. Kuschel berichtet von drei Abendvorträgen in der Volkshochschule Jena im Jahr 1924, dessen Direktor der spätere Reformpädagoge Wilhelm Flitner war. Flitner lud Buber ein, für Laien über »Religion und Wirklichkeit« zu sprechen. Flitner hatte dabei im Blick, dass Martin Buber eine interes-

sante Persönlichkeit war, ein liberaler Sozialist, und seine Thesen für die Zuhörer – meist Arbeiter – authentisch vermitteln würde.²

Nach 1933 widmete sich Buber bis zu seiner Emigration im Jahr 1938 ganz der Erwachsenenbildung der in Deutschland noch verbliebenen Juden, die unter dem wachsenden Druck erst lernen mussten, ihre jüdische Identität zu finden. »Wenn wir unser Selbst wahren«, zitiert die Publizistin Ursula Homan Martin Buber, »kann nichts uns enteignen. Wenn wir unserer Berufung treu sind, kann nichts uns entrechten.«³

Buber sah die Erwachsenenbildung vor allem in Krisenzeiten als sinnvoll und wirksam. Erst in der Entscheidung zwischen Katastrophe und Rettung gebe es die Chance, dass die »Verkrustung der Erwachsenen aufbricht«, beschreibt Martha Friedenthal-Haase die Motivation für Buber, in dieser dramatischen Zeit sich gerade Erwachsenenbildung zu widmen. In der Krise ist die Wachstumsfähigkeit des verfestigten Erwachsenen gefordert. »Große, wirkliche, produktive Erwachsenenbildung hat es auch in den 100 Jahren ihrer Geschichte nur in Krisenzeiten gegeben.«⁴ In der Krise bewährt sich nach diesem Ansatz der Humanismus, den es mit Bildungsarbeit zu festigen gilt. Ziel der jüdischen Religion, so die Grundidee dieses jüdischen Humanismus nach Buber, ist die Nächstenliebe.

Durch die Erwachsenenbildung wollte Buber in der Zeit des Nazi-Regimes vor allem die jüdische Identität und das jüdische Selbstbewusstsein stärken. Dabei sprach er vor allem das fortschrittliche, liberale Judentum an, um ihnen die Wurzeln ihres Glaubens nahezubringen. Assimilation an das christlich-deutsche Umfeld habe nur die Selbstauslöschung bewirkt. Zu diesen Grundprinzipien gehörte auch der typisch jüdische Optimismus, auch in schwierigen und verzweifelten Situa-

GEW fordert bessere Bezahlung für Lehrkräfte

Die schlechte Bezahlung von freiberuflichen Dozenten/-innen besonders in den Integrationskursen steht immer wieder in der Kritik. In Hamburg haben nun Honorarkräfte in diesem Bereich symbolisch einen Urlaubsantrag an der Hamburger Volkshochschule abgegeben. Nach Schätzungen der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft GEW sind mindestens 100 freiberufliche Kursleitende bei der Hamburger Volkshochschule sogenannte »arbeitnehmerähnliche Personen«, die u.a. das Recht auf bezahlten Urlaub haben.

Wenn die Kursleitenden diese Ansprüche bisher thematisiert haben, wurde ihnen angedroht, bei einer offiziellen Urlaubsantragstellung Kürzungen ihrer Honorarverträge und Stundenumfänge zu bekommen. Die meisten der Betroffenen arbeiten in dem Bereich Sprach- und Integrationskurse.

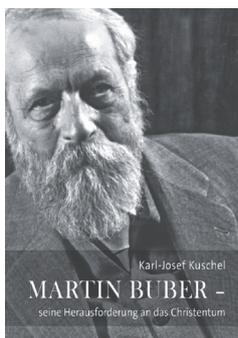
Die GEW setzt sich immer wieder für eine bessere Bezahlung der freiberuflich Tätigen in der Weiterbildung ein. Vier von fünf der 150.000 hauptberuflichen Honorarlehrkräfte sind Frauen. Das Einkommen vieler akademisch qualifizierter Frauen liege auf Hartz-IV-Niveau, sagte Frauke Gützkow, für Frauenpolitik verantwortliches GEW-Vorstandsmitglied am diesjährigen »Internationalen Frauentag« am 8. März. »Skandalös ist die Situation der rund 22.000 Lehrkräfte, die Integrationskurse leiten. Viele müssen ihr Einkommen bei einem Durchschnittshonorar von 20 Euro mit Sozialhilfeleistungen aufstocken.

tionen Hoffnung zu sehen. Bildung und Lernen, vermittelt durch »Experten« wie die Rabbiner und Schriftgelehrten, spielen bis heute im Judentum eine zentrale Rolle. Intensive Lektüre, Gespräche, Auswendiglernen und Lernen vom Vorbild sind die zentralen Methoden der Glaubensvermittlung in den traditionellen Lehrhäusern. »Lernen bedeutet den immerwährenden Versuch, das Leben im Sinne der biblischen Gebote und Ethik zu gestalten.« Ziel des Lernens, das sich im kritischen Dialog zwischen dem lernenden Menschen und den Zeugnissen der jüdischen Religion vollzieht, ist es nicht, ein Gott wohlgefälliges Verhalten an den Tag zu legen und sich auf diese Weise den Weg ins Himmelreich zu ebnet, sondern es geht im Judentum um das andauernde Formen seiner selbst, um sich als Geschöpf Gottes in seinem Ebenbild zu erweisen, so Friedenthal-Haase.

Das Freie jüdische Lehrhaus

Die traditionelle Bildungseinrichtung im Judentum ist das Bet-ha-Midrash, in dem Jugendliche und auch Erwachsene im jüdischen Glauben unterwiesen werden und das schon im 2. Jahrhundert vor Chr. nachgewiesen ist (Jesus Sirach 51,23), allerdings als eigenständige Institution im Mittelalter und beginnender Neuzeit nicht nachgewiesen werden kann. Die Gründung des »Freien jüdischen Lehrhauses« durch Franz Rosenzweig am 17. Oktober 1920 war darum die Wiederaufnahme einer Institution, die zwar in der Tradition verwurzelt ist, aber in dieser Zeit nicht mehr gepflegt wurde. Martin Buber agierte als Dozent und Impulsgeber für das Lehrhaus.

Hier sollten diejenigen, die sich vom Judentum entfernt haben, wieder mit Grundlagen des Glaubens vertraut werden.⁵ Nicht die rabbinische Unterweisung und Lektüre der Thora und anderer Schriften wie in der Tradition des Bet-ha-Midrash standen im Mittelpunkt, sondern eine zeitgemäße Vermittlung jüdischer Glaubens- und Kulturgrundsätze. Eine große Rolle spielten auch Hebräisch-Kurse, damit die Teilnehmenden die Originaltexte lesen konnten.



Viele Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fächern, darunter zum Beispiel Erich Fromm, hielten Vorträge oder führten Arbeitskreise und Diskussionsgespräche durch. Die Veranstaltungen fanden an wechselnden Orten statt. Sieben Jahre lang waren die Angebote gut besucht, dann ließ das Interesse stark nach, bis das Freie jüdische Lehrhaus Frankfurt ab 1927 institutionell nicht mehr existierte und nur noch sporadisch Veranstaltungen angeboten wurde – zumal der Gründer und wesentliche Motor Franz Rosenzweig 1929 starb. Ab 1926 entstanden dafür andere Lehrhäuser in Stuttgart, Mannheim, Wiesbaden, Karlsruhe, Breslau und München. Martin Buber eröffnete 1933 ein neues Lehrhaus in Frankfurt (ohne den Zusatz »frei«) im Rahmen der Neuorganisation der deutschen Juden in der »Reichsvertretung der deutschen Juden«, die zum Ziel hatte, jüdische Interessen zu organisieren. Hier fanden zusätzlich neben den theologischen und philosophischen Veranstaltungen auch Kurse der allgemeinen Erwachsenenbildung statt.

Buber wurde zwar verboten, öffentliche Veranstaltungen durchzuführen, doch erlaubte ihm das Regime 1935 ausdrücklich, in der »Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung« zu unterrichten, die mit dem Lehrhaus zwangsvereinigt wurde. Die Nationalsozialisten sahen in der Arbeit wohl die Möglichkeit, Juden zur Emigration zu bewegen. Bis 1937 hat es 17 solcher jüdischen Lehrhäuser im Deutschen Reich gegeben, die durchaus kritisch gegenüber den Nazis agierten. Nach den Novemberpogromen 1938 wurden die jüdischen Gemeinden weitgehend zerschlagen und mit ihnen die Lehrhäuser sowie die Mittelstelle geschlossen. Zeit für Martin Buber, nach Israel zu emigrieren.

Dort war er zunächst als Dozent im Rahmen der Kibbutz-Bewegung tätig,

indem er für Landwirte philosophisch-theologische Seminare hielt. 1949 gründete er das Institut für Erwachsenenbildung an der Universität Jerusalem – eines der ersten Einrichtungen, die sich ausdrücklich um die Ausbildung von Erwachsenenbildner/-innen kümmerten. Er orientierte sich bei der Umsetzung an dem Bildungskonzept von Grundtvig, dem Gründer der ersten Heimvolkshochschule. Er ergänzte die Einheit von Leben und Lernen noch durch eine spiritueller-jüdische Komponente wobei sich er und alle anderen Dozenten ausdrücklich am jüdischen Humanismus orientierten.

Lehrhäuser nach der Shoa

Das erste Lehrhaus nach der Shoa wurde 1951 in Zürich eröffnet, und zwar ganz im Sinne der ursprünglichen Idee, das jüdische Bewusstsein durch Bildung zu stärken. Ab 1966 entstanden Lehrhäuser in den Niederlanden, und 1982 erfolgte in Frankfurt die erste Gründung eines Lehrhauses in Deutschland, das sich ausdrücklich nur an Juden richtete und keine Institution des Dialogs mit deutschen Christen sein wollte. Das 2010 gegründete Stuttgarter Lehrhaus sieht sich dagegen ausdrücklich als interreligiöse Einrichtung. 2013 kam das Lehrhaus der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden hinzu, mit Unterstützung der dortigen Volkshochschule und örtlichen evangelischen und katholischen Erwachsenenbildung.

Michael Sommer

Anmerkungen

- 1 Karl-Josef Kuschel: Martin Buber – seine Herausforderung an das Christentum. München (Gütersloher Verlagshaus) 2015, S. 195–232.
- 2 Ebenda, S. 145 ff.
- 3 So die Publizistin Ursula Homann, <http://www.ursulahomann.de/MartinBuberDeuterUndMahnerAusAnlassSeines130Geburtstags/kap001.html>.
- 4 Martha Friedenthal-Haase: Krise und Bewährung. Martin Buber zu Grundlagen der Bildung im Erwachsenenalter. Oldenburger Universitätsreden Nr. 44, Oldenburg 1991, S. 17.
- 5 Angaben nach Kalman Yaron: Martin Buber. The quarterly review of comparative education, Vol. XXIII, no. 1/2, 1993, p. 135–146 (UNESCO: International Bureau of Education) und Ursula Homann (s.o.).

Weihbischof Theising: Erwachsenenbildung ist Kompetenzpool

Rolle der Erwachsenenbildung in der katholischen Kirche / Auszüge im Wortlaut

»Nachfragen – querdenken – mitwirken« – unter diesem Leitwort stand ein Kolloquium von AKSB und dem Leiterkreis der katholischen Akademien in Deutschland in Osnabrück. Dabei standen zwei Fragestellungen im Mittelpunkt: Warum braucht katholische Kirche die politische Bildung? Welche Rolle spielen dabei katholische Bildungseinrichtungen und -häuser und Akademien?

Weihbischof Wilfried Theising, Mitglied in der Kommission für Wissenschaft und Kultur der Deutschen Bischofskonferenz, gab dazu ein grundlegendes Statement ab. Hier Auszüge aus seiner Rede:

»Erwachsenenbildung wurde ursprünglich einfach als Bildung für Erwachsene ohne Vorbedingung, d.h. unabhängig von Verwertbarkeit, entwickelt. An diese Urform der Erwachsenenbildung gilt es anzuknüpfen, und wer, wenn nicht die kirchliche Erwachsenenbildung, vermag das zu vollbringen. Eine solche erwachsenenbildnerische Kultur bedeutet: 1. Ernstnehmen der individuellen Person, 2. atmosphärisches Angenommensein im Sinne der Gastfreundschaft, 3. prozessualer Rollentausch der Lehrenden und Lernenden und vor allem 4. Freiwilligkeit: Zur allgemeinen Erwachsenenbildung wird niemand aus betrieblicher Notwendigkeit geschickt. Kirchliche Erwachsenenbildung soll im guten Sinn überflüssig und im Wortsinn »überflüssig« sein: Sie soll überfließen an Gastfreundschaft, an Annehmen der Person etc., d.h. sie soll über das Maß der Notwendigkeit hinaus überfließen. Genau danach sehnen sich die Menschen inmitten einer verzweckten Alltagswelt, die Bildung nur noch als Vehikel der »Employability« kennt.

Die Kirche verfolgt keine wirtschaftlichen Interessen und profitiert auch nicht von der Vermarktung bestimmter Erkenntnisse. Frei vom Diktat eines von der Peitsche getriebenen »Return on Investment« kann die kirchliche Erwach-



Weihbischof Theising

senenbildung ihre spezifische Kompetenz in das Bildungswesen einbringen. Dort jedoch weht vielfach ein eisiger Wind, das weiß ich sehr wohl: Es widerspricht jedem modernen wissenschaftlichen Erkenntnisstand über Bildung, ethische Fragestellungen außen vor zu lassen – aber genau das ist in den letzten Jahren an den Hochschulen und in der beruflichen Bildung schleichend geschehen. Lange genug mussten wir diesem ungenuten Prozess zuschauen und konnten ihn nicht wirklich aufhalten. Seit Kurzem wird jedoch auch in der säkularen Bildungs- und Hochschulpolitik – so will mir scheinen – ein Bedarf gesehen, diesbezüglich Versäumtes nachzuholen, und zwar ganz schlicht deshalb, weil man Persönlichkeiten nun einmal nicht kognitiv züchten, nicht durch betriebliche Weiterbildung herstellen kann.

Selbstbewusst anbieten

Man muss also gar nicht kirchen- und theologiejährig argumentieren, sondern auch in der »Währung« eines modernen säkularen Wissens- und Bildungsverständnisses gewinnen emotionale und soziale Kompetenzen, Persönlichkeitsbildung und ethische Entscheidungsfindungskompetenz offenbar zunehmend wieder Relevanz. In diese sich einen Spalt öffnende Tür muss die katholische Erwachsenenbildung ihren Fuß setzen: Bieten Sie

sich viel selbstbewusster als bisher als öffentlicher »Kompetenzpool« an. Das betrifft insbesondere die Themengebiete Flüchtlinge, Entwicklungszusammenarbeit, Interreligiöse Erfahrung, Wirtschaftsethik, Medizin- und Bioethik, Ethik des Lebensanfangs und des Lebensendes, Motivations- und Sinnfragen z.B. in der Arbeitswelt. Hier hat die katholische Erwachsenenbildung ihr Alleinstellungsmerkmal. Hier kann sie aus dem reichen Fundus der katholischen Soziallehre schöpfen. Hier muss sie sich stark aufstellen.

»Allein beständig ist der Wandel« sagte schon Heraklit, d.h., gerade um der Kontinuität willen ist Kirche nur als »ecclesia semper reformanda«, als sich stetig erneuernde Kirche, zukunftsfähig. Nur so bleibt die unverbrauchte »Substanz« des Glaubens lebendig. Die Pastoralpläne der derzeitigen diözesanen Strukturreformen spiegeln diesen Wandlungsprozess. Mithin werden die Einrichtungen der kirchlichen Erwachsenenbildung ebenfalls über neue Organisationsformen nachdenken wie etwa die Synergie zwischen Akademien und Bildungswerken oder die engere Zusammenarbeit von Erwachsenen- und Familienbildung. Das Bedenken und die Reorganisation der katholischen Erwachsenenbildung wird eine große Zukunftsaufgabe sein.«

Tagung über den Grundauftrag der katholischen Erwachsenenbildung

Die KEB Deutschland lädt am 26. November 2015 zu einer Tagung in Würzburg über die neue Handreichung der Deutschen Bischofskonferenz zur Katholischen Erwachsenenbildung in Deutschland ein. Referenten sind u.a. Dr. Friedhelm Hofmann, Bischof von Würzburg, sowie Prof. Dr. Norbert Mette und Prof. Dr. Julia Franz, Universität Tübingen. Infos: www.keb-deutschland.de.

Heimvolkshochschulen (HVHS)

Institutionen der katholischen Erwachsenenbildung (10)

Die Idee der Heimvolkshochschule (HVHS) kommt aus Dänemark: Dort gründete der Pfarrer und Pädagoge Nikolai Frederik Severin Grundtvig (1783–1872) 1844 die erste Heimvolkshochschule. Grundtvig wollte damit Erwachsenen die Möglichkeit geben, sich konzentriert insbesondere in der dänischen Kultur und Sprache fortzubilden. Grundtvig legte bei der Konzeption die Basis für die Ausrichtung auch der heutigen Heimvolkshochschulen: durch die Möglichkeit, auch über mehrere Tage an einem Ort zu wohnen, eine ganzheitliche Bildung zu erfahren. Entsprechend sind Heimvolkshochschulen oft mit zusätzlichen Angeboten wie Bibliotheken, Gemeinschaftsräumen oder Sportmöglichkeiten ausgestattet.

In Deutschland lassen sich in Deutschland 69 Bildungshäuser den Heimvolksschulen zuordnen, 20 von ihnen mit katholischer Trägerschaft, darunter Bistümer, katholische Verbände, Orden oder Stiftungen. In Niedersachsen sind die 23 HVHS des Landes im »Niedersächsischen Landesverband der Heimvolkshochschulen« zusammengeschlossen. Der »Arbeitskreis der Bildungsstätten und Akademien (Heimvolkshochschulen) in Nordrhein-Westfalen e.V. (@ba)« ist ein Zusam-

menschluss von 45 Einrichtungen, darunter auch die HVHS von NRW. Der »Verband der Bildungszentren im ländlichen Raum« vertritt unter dem Motto »Lernen im Grünen« 45 ländlich geprägte HVHS.

Charakteristisches Profil

Viele HVHS haben ein charakteristisches Profil und vermitteln entsprechende Werte, wie etwa Ökologie, Religion, politische Bildung oder Toleranz. Typisch sind auch besondere Orte, wie z.B. am Meer, in einer Burg oder einem Kloster. In den letzten Jahren hat sich der Trend entwickelt, dass die Häuser für Gruppen aller Art, die sich in Ruhe treffen und in Konzentration arbeiten wollen, interessant geworden sind, dagegen die Bedeutung eigener Veranstaltungen, insbesondere von längeren Kursen, abgenommen hat. Eine aktuelle Studie von Falko von Ameln (Lernort Heimvolksschule, Bielefeld 2014 – siehe auch EB 4/2014) bescheinigt den HVHS ein besonderes Engagement in gesellschaftspolitischen und sozialen Themen sowie als gefragte Orte der Persönlichkeitsbildung und Reflexion. Dr. Michael Reitemeyer, Akademiedirektor vom Ludwig-Windthorst-Haus: »Unter dem Leitwort »Leben und ler-

nen unter einem Dach« haben Menschen in den Heimvolkshochschulen die Möglichkeit, Abstand vom Alltag zu gewinnen und auf diese Weise neue Perspektiven für ihr berufliches Tun und ihre persönliche Entwicklung aufzubauen. Die Teilnehmenden finden eine Lernumgebung vor, die den ganzen Menschen anspricht, mit allen Sinnen, ohne Leistungsdruck. Es gibt gutes Essen, Gelegenheit für Spaziergänge und Radtouren, freundliche Zimmer und gemütliche Abendräume: Gelernt wird eben gerade auch im persönlichen Erfahrungsaustausch. Gelingendes Lernen braucht eben Zeit und Muße. Mit diesem Gegenentwurf zum weitverbreiteten Turbolernen nach dem Nürnberger Trichtermodell können die Heimvolkshochschulen einen Beitrag zu einer humaneren Gesellschaft leisten.«

Michael Sommer

Ausstellung »Von den irdischen Dingen« im Bistum Limburg

Infolge des Finanzskandals beim Neubau des Bischofshauses auf dem Domberg in Limburg haben Gläubige und Öffentlichkeit viel Vertrauen in die Kirche und deren Umgang mit Geld verloren. Das Diözesanbildungswerk Limburg und das Bistum Limburg haben darum eine Wanderausstellung über Geld und Kirche im Bistum Limburg erstellt.

Gleichzeitig möchte diese Ausstellung einen Einblick in die komplexen Zusammenhänge anbieten, in denen sich das Verhältnis von Kirche und Geld im Bistum Limburg darstellt, obwohl die wirtschaftlichen und rechtlichen Strukturen innerhalb der katholischen Kirche in Deutschland Transparenz auf einen Blick unmöglich machen. Auf den 17 Tafeln ist z.B. zu lesen, wie es zum Finanzskandal um den neuen Bischofssitz kam, wer über die Kirchensteuer entscheidet oder wie die Finanzmittel im Bistum verteilt werden. Infos unter <https://keb.bistumlimburg.de>.



Haus Stapelfeld im Bistum Münster, gegründet 1974 als Heimvolkshochschule

Öffentlich geförderte Erwachsenenbildung stärken

Bundesversammlung der KEB Deutschland in Mülheim/Ruhr

Wie nahe die Katholische Erwachsenenbildung an aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen und an den Menschen ist, zeigte sich auf der diesjährigen Mitgliederversammlung in der katholischen Akademie »Die Wolfsburg«, Mülheim/Ruhr. Insbesondere im Bereich der Sprach- und Unterstützungskurse für Flüchtlinge haben die Mitglieder ihre Aktivitäten massiv ausgebaut. Das Angebot reicht dabei von Sprach- und Orientierungskursen für Flüchtlinge bis hin zur Qualifizierung von Lehrkräften oder ehrenamtlichen Begleiter/-innen. »Es müssten zeitnah noch viel mehr finanzielle Mittel von Bundes- und Länderebene für diese Angebote bereitgestellt werden, um den enormen Bedarf zu decken, der ja in naher Zukunft noch deutlich ansteigen wird«, so Elisabeth Vanderheiden, KEB-Bundvorsitzende. »Den Ländern, die sich hier engagieren, und auch den vielen Bistümern, die unbürokratisch Gelder für diese Kurse zur Verfügung gestellt haben, sind wir sehr dankbar. Grundsätzlich sollte allen Zuwanderergruppen mit Bleibeperspektive ein Anspruch auf Sprachförderung analog zum Integrationskurs eingeräumt werden.«

Kritik an TTIP und TiSa

Außerdem wies die Vorsitzende auf der Mitgliederversammlung auf die Risiken für die Bildungseinrichtungen der Erwachsenenbildung hin, die sich aus den derzeitigen Verhandlungen zum Transatlantischen Freihandelsabkommen (TTIP) sowie aus dem Abkommen über den Handel mit Dienstleistungen (TiSa) ergeben können. »Falls private Bildung oder eine Form von gemischtfinanzierten Bildungsdienstleistungen in den Verhandlungen nicht ausdrücklich ausgeschlossen werden, befürchten wir, dass die Handelsregeln den Spielraum öffentlicher Dienstleistungen einschränken und die Kommerzialisierung sowie Privatisierung vorantreiben

werden«, betont sie noch einmal die Forderungen der katholischen Träger in einem kürzlich vorgestellten Positionspapier zu TTIP und TiSa und deren Folgen für die Bildungspolitik. Die Träger lehnen zudem die Regelungen zum Investitionsschutz und die Sperrklausel (»ratchet clause«) ab und setzen sich für den Positiven Ansatz sowie eine transparente Verhandlungsführung ein. »Wir fordern von den EU-Abgeordneten, morgen im Plenum die Resolution des Handelsausschusses anzunehmen und somit die non-formale Bildung – egal wie die Dienstleistung erbracht oder

finanziert wird – aus TTIP auszuklammern«, macht Vanderheiden deutlich.

Elisabeth Vanderheiden als Vorsitzende bestätigt

Die Mitgliederversammlung wählte außerdem für drei weitere Jahre Elisabeth Vanderheiden als Bundesvorsitzende. Dr. Michael Reitemeyer und Dr. Joachim Drumm wurden als stellvertretende Vorsitzende in ihrem Amt bestätigt. Als Beisitzer wurden Prof. Dr. Ralph Bergold, Dr. Anneliese Mayer, Matthias Berg und Ludger Nagel in den Vorstand gewählt.



Bundesversammlung in Mülheim/Ruhr

Start des neuen Projekt mekoBASIS

Dass Lernen mit metakognitiven Techniken zur Steigerung von Lernerfolg führt, konnte im gerade abgeschlossenen Projekt mekoFUN® (metakognitiv fundiertes Lernen in der Grundbildung, s. EB Heft 2/2015) nachgewiesen werden – diesmal für den Bereich der Grundbildung. Dies veranlasste das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) zur Förderung des sich nahtlos anschließenden Projektes mekoBASIS – Basiscurriculum und Qualifizierungskonzept »Metakognitiv fundiertes Lehren und Lernen in der Grundbildung«. In Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Arnim Kaiser (Universität der Bundeswehr München) und seinem Team verfolgt die KEB Deutschland mit mekoBASIS zwei Ziele: Es soll ein modular aufgebautes Basiscurriculum für den Bereich der Grundbildung entstehen. Seine Praxistauglichkeit testen Kursleitende begleitend zum Konstruktionsprozess. Darauf werden die Lehrkräfte in vier Qualifizierungsmaßnahmen vorbereitet. Auf der Grundlage des Basiscurriculums wird ein empirisch gestütztes Konzept zur Qualifizierung von Kursleitenden im Umgang mit metakognitiv fundiertem Lehren und Lernen entwickelt.

Infos: Astrid Lambert, Projektkoordinatorin, KEB Deutschland, 0228/90247-15, lambert@keb-deutschland.de.

Position

Prof. Dr. Ralph Bergold

*Direktor des
Katholisch-Sozialen
Instituts,
Mitglied im KEB-Bundesvorstand*



Seid jederzeit gastfreundlich!

(Röm. 12,13)

Wer heute die Augen aufmacht und sich gesellschaftliche Prozesse anschaut oder darüber liest, hat den Eindruck, dass alles in Bewegung, im Fluss, sich in Veränderung befindet. Da lesen wir täglich in der Zeitung oder hören in den Nachrichten, wie viele Menschen sich auf der Flucht befinden, die auf der Suche nach einem neuen Zuhause, auf der Suche nach einem sicheren oder besseren Leben sind. Wer sich mit diesen gesellschaftlichen Tendenzen und Entwicklungen theoretisch beschäftigen möchte, liest in den derzeitigen soziologischen Büchern über die Flüchtigkeit der Moderne (Z. Baumann), in denen sich die Menschen wie Pilger, Vagabunden, Flaneure oder Touristen bewegen. Das Leben in der heutigen Zeit, so hat man das Gefühl, befindet sich in einer permanenten Rushhour. In solchen Zeiten von Bewegungen und Veränderungen steigt die Sehnsucht nach Heimat, nach einem Zuhause sein, Orte der Ruhe und Entspannung, Orte der Orientierung und Vergewisserung. Wo aber findet man solche Orte? Wie müssten wiederum diese Orte aussehen, damit man dort zur Ruhe kommen kann? Wo sind die Orte und wie müssen sie gestaltet sein, damit man als Fremder willkommen ist, als Gast freundschaftlich behandelt wird?

So gefragt könnte sich eine neue Perspektive für den Grundauftrag und die Aufgaben kirchlicher Bildungshäuser und -institutionen ergeben.

Gastfreundschaft, jener freundliche Umgang, den ein Besucher durch Beherbergung, Bewirtung und Unterhaltung oder Bildung empfängt, könnte auch ein Label für die heutigen Lern- und Bildungshäuser und nicht nur für Hotels und Einrichtungen der Tourismusbranche sein. In vielen Kulturen und Religionen ist oder war die Gastfreundschaft ein hohes Gut, sodass die Verletzung des Gastrechtes sogar mit strengsten Strafen belegt wurde. Im Alten Testament lesen wir das Gebot: »Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen« (Lev. 19,34). Hier gilt das Gebot der Gastfreundschaft besonders gegenüber Fremden. Gastfreundschaft ist im Christentum eine Tugend und beruht auf der Jesus-Aussage: »Ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen ... was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan« (Mt. 25,35.40).

Für die Menschen bestellt

Der Kölner Kardinal Frings, als er 1942 zum Erzbischof von Köln ernannt wurde – also während der Zeit des Nationalsozialismus –, wählte bewusst den Wappenspruch: »Pro hominibus constitutus – für die Menschen bestellt« und meinte damit das Dasein der Kirche für alle Menschen. Bei der Gründung des Katholisch-Sozialen Instituts 1947 und dann bei der Einweihung des Instituts in Bad Honnef hat er diesen Wappenspruch den damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als Auftrag mit auf den Weg gegeben. Auch heute nach fast 70 Jahren ist dieses Dasein für alle Menschen, die Gastfreundschaft allen Menschen entgegenzubringen, die in das KSI zum Tagen, zum Lernen und zu Bildungsprozessen kommen, oberste Prämisse. Das Erleben von Gastfreundschaft schafft eine lernfähige und dem Menschen zuge-

neigte Atmosphäre und ermöglicht erfolgreiche Bildungsprozesse.

Gastfreundschaft als christlicher Auftrag

Eine glaubwürdige Kirche von heute und morgen sollte sich an allen ihren Orten – seien es die Gemeinden, Krankenhäuser, Altenheime, Kindergärten, Schulen und Erwachsenenbildungseinrichtungen – wieder bewusst machen und darüber nachdenken, wie in all diesen Einrichtungen für alle Menschen von heute Gastfreundschaft praktiziert und erlebt werden kann. Denn an allen diesen Orten – und das gilt eben auch in besonderer Weise für die Einrichtungen katholischer Erwachsenen- und Familienbildung – ereignet sich lokale Kirche. Gastfreundschaft darf nicht nur unter Marketinggesichtspunkten gesehen werden, sondern als ein zutiefst christlicher Auftrag im Umgang mit Menschen verstanden werden. Gerade Häuser der Erwachsenen- und Familienbildung, Akademien und Häuser der Verbände bieten in heutigen Zeiten der Flüchtigkeit, des ständigen Unterwegsseins, des ständig Auf-der-Suche-Seins, in Zeiten von Unsicherheiten, Ängsten und beunruhigender Vielfältigkeit verlässliche und vertrauenerweckende sichere Häuser, in denen Gastfreundschaft und Geborgenheit erfahren wird. Bei den vielen Sparmaßnahmen, wenn es um die Ausstattung von Bildungseinrichtungen geht, um das personale Angebot sowie die Bereitstellung von Bildungskontexten sollte dieser Aspekt der Gastfreundschaft, die Kunst des Gastgebens, nicht vergessen werden. Die Effekte, die Ausstrahlung und die positive Wirkung einer solchen Gastfreundschaft in Bildungseinrichtungen sind nicht zu unterschätzen. Und wer weiß: In Hebr. 13,2 heißt es: »Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.«

»Alle unter einem Dach«

AoH als Leitlinie partizipatorischer und integrativer Bildungsarbeit

Unter dem Sammelbegriff Art of Hosting (AoH) werden sämtliche Herangehensweisen und Maßnahmen zusammengefasst, die dazu dienen, unterschiedlich zusammengestellte Gruppen handlungsfähig zu machen. Auf die Frage »Wie starten wir [...] schwungvolle und nachhaltige Veränderungsprozesse, an denen sich möglichst viele verschiedene Menschen beteiligen?«¹ bietet AoH also eine umfassende Antwort – einerseits als Haltung und andererseits als methodisch-didaktischer Rahmen. In jedem Fall aber mit zweierlei Zielen: Empowerment, d.h. Förderung von Selbstbestimmung, Mitspracherecht und Wahrnehmung eigener Ressourcen, und Commitment, also »sich einzubringen und Verantwortung für anstehende Herausforderungen zu übernehmen« (Art of Hosting), bzw. volle Identifikation mit dem und voller Einsatz für das, was am wichtigsten ist.

Was bedeutet diese Perspektive und Herangehensweise mit dieser Zielsetzung nun für eine Non-Profit-Bildungseinrichtung, die sich als Kompetenzzentrum und Bildungsnahversorger versteht?² Im Sinne des Community-Education-Ansatzes wollen wir dazu anregen, das Leben in der Nachbarschaft und Gemeinde aktiv zu gestalten und Bildung an die Zielgruppe angepasst partizipativ durchzuführen. Hier besteht die große Chance, AoH als Leitlinie partizipatorischer und integrativer Bildungsarbeit anzuwenden.

Auf dem Selbstverständnis als lernende Organisation fußend, bietet sich die Praxis der partizipatorischen Führung als eine gute Grundlage für dezentrale Bildungskonzepte an: »Führungskräfte als Gastgeber müssen die Kunst des Einladens beherrschen. Sie haben die Erkenntnis, dass ihre Organisation [...] über reiche Ressourcen verfügt und dass der einfachste Weg, diese zu entdecken, darin besteht, die unterschiedlichen Personen konstruktiv miteinander

ins Gespräch zu bringen.«³ Der Miteinbezug von BildungswerkleiterInnen aus den Regionen und Fachkräften vor Ort beispielsweise, etwa bei Arbeitskreisen zur Erarbeitung regionaler bedarfsorientierter Bildungsangebote, nutzt nicht nur die Ressourcen aller Teilnehmenden und fördert die transregionale Zusammenarbeit, sondern schafft auch Transparenz.

Bildung aktiv mitzugestalten heißt gemäß AoH nicht nur, Personen einzuladen, bei Austauschtreffen für Referent/-innen oder Evaluierungs-Workshops dabei zu sein, sondern bewusst Begegnungsräume für Zielgruppen zu konzipieren, um bestmögliche Partizipation mit ergiebigem Output zu ermöglichen. Der Unterschied zur herkömmlichen Angebotsplanung liegt also in der Herangehensweise, dem bewussten Gestalten sowie der Aktivierung des Zielpublikums und Erhöhung seines Wohlfühlfaktors. Hier zeigt sich auch die Unterscheidung zum Konzept der regulären Besprechung: »If there is no need to meet, don't meet. If there is a need, get clear on the need and prepare a process that will meet that need by asking a powerful question.«⁴

Auch in puncto Erreichung von Zielgruppen liegt eine große Chance im Konzept AoH für die Bildungsarbeit vor Ort. Der Erfolg von jahresbegleitenden intergenerationellen Aktions- und Bildungspro-

grammen zum Beispiel, welche unter Beteiligung der relevanten Zielgruppen ortsspezifisch in den Gemeinden entwickelt und erarbeitet werden, zeigt, wie sehr wir als Bildungseinrichtung von dieser besonderen Art des gemeinsamen Austauschs und Miteinandertuns profitieren: »Sinnvolle (>meaningful<) Gespräche führen zu gemeinsamer Klarheit (>collective clarity<) und Handlungen und Maßnahmen, die sich daraus ergeben, werden nachhaltig sein.«⁵

Charlotte Christina Fink

Anmerkungen

- 1 Büro für Zukunftsfragen 2013, S. 9.
- 2 Das Katholische Bildungswerk Steiermark bietet seit über 60 Jahren in sämtlichen Regionen der Steiermark, dem größten Bundesland Österreichs, Veranstaltungen in den Bereichen der allgemeinen Erwachsenenbildung, Eltern- und Senior/-innenbildung sowie Intergenerativität an. Möglich macht dies ein weites Netzwerk ehrenamtlicher Mitarbeiter/-innen und ein Team mit 9 hauptamtlichen Mitarbeiterinnen.
- 3 Wheatley/Frieze 2010, S. 4.
- 4 Corrigan, S. 3.
- 5 Büro für Zukunftsfragen 2013, S. 11.

Literatur

- Art of Hosting Organisationshomepage. URL: <http://artofhosting.org/de>.
- Büro für Zukunftsfragen, Amt der Vorarlberger Landesregierung (2013): Art of Hosting – Handbuch über die Kunst, Räume für gute Gespräche zu schaffen. Bregenz, 2. Aufl.
- Corrigan, C.: Hosting in a hurry v 1.1 – Putting the Art of Hosting into practice. URL: www.berkana.org/pdf/Hosting_in_a_Hurry.pdf.
- Wheatley, M.; Frieze, D. (2010): Führung im Zeitalter der Komplexität: Vom Helden zum Gastgeber. URL: www.artofhosting.org/wp-content/uploads/2014/06/Neue_Fuehrung-im-Zeitalter-der-Komplexitaet_Deutsch.pdf.

Mag. art. Dr. Charlotte Christina Fink ist Pädagogische Mitarbeiterin im Katholischen Bildungswerk Steiermark.

AoH-Workshop im Haus der Begegnung in Innsbruck



75 Jahre Theologie im Dialog

Die Wiener Theologischen Kurse

»75 Jahre und noch immer jung! – Das sind die Wiener Theologischen Kurse und der theologische Fernkurs. Keine verstaubten Informationsveranstaltungen nach dem Muster ›Hier Lehrmeister und dort Lernende‹, sondern echte theologische Veranstaltungen in gegenseitigem Dialog. Die Kursteilnehmer bringen ihre Erfahrungen in Glaubensfragen aktiv mit ein und erleben Zwiegespräch im wahren Sinn des Wortes. Vortragende sind Meister/-innen ihres Faches und Menschen, die genauso forschen und suchen wie die Kursbesucher: So sind beide Empfangende auf dem Weg des Glaubens.« (Johann Sailer, Brixen im Thale)

Anfänge in einer Zeit der Bedrängnis

Die Anfänge liegen im Seelsorgeamt der Erzdiözese Wien im Jahr 1940. Angesichts der aggressiven Bedrohung des kirchlichen Glaubens durch den Nationalsozialismus sollte die Gründung des sogenannten »Theologischen Laienjahrs« Laien befähigen, ihren Glauben theologisch zu reflektieren und so auch in der Situation der Anfechtung und Verfolgung fundiert vertreten zu können: theologische Bildung zur Stärkung des geistigen Widerstandes.

Die mit der Gründung und Leitung beauftragte Philosophin (und spätere Theologin) Dr. Dr. Margarete Schmid formulierte die ursprüngliche und bleibende Zielsetzung dieses Kursangebotes wie folgt: Gebildete Katholiken sollen mithilfe von Fachtheologen lernen, auf dem Niveau über ihren Glauben zu denken und zu sprechen, auf dem sie auch sonst zu denken und zu argumentieren gewohnt sind. – Bis heute die Basis für einen tragfähigen und gesprächsbereiten Glauben, der »jedem Rede und Antwort steht, der nach der Hoffnung fragt, die Christen erfüllt« (1 Petr 3,15).

Die Wiener Theologischen Kurse sind die älteste katholische Erwachsenen-

bildungseinrichtung im deutschen Sprachraum, die Laien systematisch-theologische Bildung bietet. Das »Laienjahr« (heute »Kurs in Wien«) wurde 1950 um den Fernkurs erweitert, der rasch über die Grenzen Österreichs hinaus Wirkung zeigte: Bereits 1956 regte eine Schweizer Kursteilnehmerin die Gründung in Zürich an (heute: theologiekurse.ch); und 1970 folgte in Würzburg »Theologie im Fernkurs«, da mittlerweile die Zahl der Fernkursteilnehmenden aus Deutschland von Wien aus kaum mehr zu bewältigen war.

Kernangebot: der Theologische Kurs

Das Kernangebot ist nach wie vor der zweijährige Theologische Kurs: eine wissenschaftlich verantwortete Einführung in den christlichen Glauben, der sich am Fächerkanon des universitären Theologiestudiums orientiert. Die einzelnen Fächer werden in ihrer Bedeutung für das (Glaubens-)Leben der Teilnehmenden dargelegt. Der Kurs besteht aus schriftlichen Kursunterlagen (Skripten) und Sozialphasen (Kurs in Wien: wöchentliche Vorlesungen; Fernkurs: Studienwochen oder Studienwochenenden) und kann mit Prüfungen abgeschlossen werden. Für den ständigen Diakonat und einige pastorale Berufe wird er als theologische Grundausbildung vorausgesetzt. Die meisten Teilnehmenden absolvieren den Kurs jedoch ohne berufliche Absicht, vielmehr zur Glaubensvertiefung. Im offen geführten Dialog des Kursgeschehens gelangen sie ins Nachdenken über den persönlichen Glauben sowie zur mündigen und konstruktiven Auseinandersetzung mit der kirchlichen Lehre und werden zum Gespräch über Glaubensfragen mit Angehörigen anderer christlicher Konfessionen, nicht christlicher Religionen und mit Vertretern zeitgeistiger Strömungen befähigt. Dies verstehen die Kurse als Grundlage

für gesellschaftliches und kirchliches Engagement.

... nicht nur für Kirchengläubige

»Wissen Sie eigentlich, was Sie glauben?« Mit dieser Einladung haben die Theologischen Kurse in den 1980er-Jahren auf Notwendigkeit und Nutzen von theologischem Basiswissen für Laien hingewiesen. War in der Anfangszeit ausschließlich an »engagierte Glieder der katholischen Kirche« gedacht, deren Glaube vorausgesetzt werden konnte, geht es heute offener zu: Es genügt die Bereitschaft, sich – gläubig, fragend oder auch zweifelnd – auf den Prozess theologischen Nachdenkens im geistigen Raum der katholischen Kirche einzulassen. In den Kursen finden sich daher immer öfter auch Angehörige anderer Konfessionen und Andersgläubige, fallweise aus der Kirche Ausgetretene mit oder ohne Wiedereintrittsabsicht. Diese neue Vielfalt der Biografien, Überzeugungen und Erwartungen wird in allen Kursen als bereichernd und anregend erfahren.

Dass die Theologischen Kurse von mancher Seite als zu konservativ, von anderen wiederum als zu fortschrittlich und womöglich gefährlich eingeschätzt werden, bestärkt die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eingeschlagene Gangart: auch künftig begründet Position zu beziehen, aber unangemessene Sicherheiten aufzugeben, den eigenen Standpunkt anfragen zu lassen und neue Perspektiven zu erschließen – und darüber wie eh und je »bescheiden und ehrfürchtig Rede und Antwort zu stehen« (1 Petr 3,15 f.). Diese Gesprächsbereitschaft war von den Gläubigen aller Zeiten verlangt und kann auch künftig zu einem gedeihlichen Miteinander in Kirche und Gesellschaft beitragen.

Ingrid Fischer

Mag. Dr. Dr. Ingrid Fischer, geb. 1961, hat Psychologie, Humanbiologie (Promotion 1984) studiert und das später aufgenommene Theologiestudium 2012 mit einem Doktorat aus Liturgiewissenschaft sub auspiciis praesidentis abgeschlossen. Seit 2002 ist sie Wissenschaftliche Assistentin der Theologischen Kurse für die Fächer Liturgik und Kirchengeschichte.

Beate Hofmann/Nikolaus Meyer

Offenheit als reziproke Bedingung des pädagogischen Arbeitsbündnisses

Eine empirische Rekonstruktion

Anhand einer Evaluation von theologischen Kursen sowie einer Studie über das Verhalten von Erwachsenenbildner/-innen untersuchten die Autoren/-innen, in welchen Maße eine offene Grundhaltung der Teilnehmenden und Lehrenden den Bildungsprozess beeinflusst.

Die Beschreibung des komplexen Wechselverhältnisses zwischen Teilnehmenden einerseits und den pädagogisch Tätigen andererseits ist seit jeher eine zentrale Frage der Erwachsenenbildung und für die professionelle Praxis in mehrfacher Weise von besonderer Bedeutung. Immerhin wird die Bewertung des subjektiven Lernerfolgs nicht selten vor dem Eindruck der Interaktion mit dem Lehrenden getroffen oder auch mit der Resonanz durch die Teilnehmenden begründet.¹ Oevermann beschreibt als Ziel professionellen pädagogischen Handelns, die Überführung der Dialektik aus spezifischer und diffuser Lehrer-Schüler-Beziehung in ein professionelles Arbeitsbündnis², was letztlich erst die Bearbeitung der individuellen Problemlage ermöglicht. Die mit diesem Arbeitsbündnis verbundene Einwirkung »auf die kognitiven Bezüge der TeilnehmerInnen« sei untrennbar mit der »Offenheit von Angeboten verknüpft.³ Dieser Teil der erwachsenenpädagogischen Lizenz liefere erst die Berechtigung, Bildungsprozesse in einer Art zu moderieren, »die ebenso gut [sic!] als Zumutung« empfunden werden könne.⁴ Der Bestimmung dieser diffusen Kategorie »Offenheit« in der professionellen Interaktion kommt also für die Berufsgruppe eine elementare Bedeutung zu, vor allem weil beide beteiligten »Gruppen« sie als Bedingung des Erfolgs definieren.



Prof. Dr. Beate Hofmann ist habilitierte Praktische Theologin und arbeitet als Professorin für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel.



Dipl.-Päd. Nikolaus Meyer ist Doktorand am Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Im folgenden Artikel wird Offenheit daher als umfassende Bedingung einer als professionell verstandenen pädagogischen Arbeit mithilfe zweier unterschiedlicher theoretischer und empirischer Ausgangspunkte rekonstruiert. Zum einen werden Interviews einer Mixed-Method-Studie zu Angeboten religiöser Bildung für Erwachsene genutzt, um die Wahrnehmung von Offenheit durch Teilnehmende zu erheben (1). Der zweite Zugang skizziert Offenheit als notwendige Bedingung eines Vermittlungsraums auf Basis qualitativer Daten (2), die aus Experteninterviews und Gruppendiskussionen mit pädagogisch Tätigen gewonnen wurden. Die gewonnenen Erkenntnisse beider Zugänge werden im Anschluss (3) diskutiert, sodass die wechselseitige Erwartung der Offenheit als allumfassendes Element pädagogischer Interaktion näher bestimmt werden kann.

Perspektive der Teilnehmenden

In einer Studie zur Evaluation von »Glaubenskursen« wurden 500 Teilnehmende in 30 Kursen in den Regionen Nürnberg und Dresden mit Fragebogen befragt; zudem wurden 20 Leitfadenterviews geführt und inhaltsanalytisch ausgewertet. Glaubenskurse sind ein zeitlich begrenztes Angebot kirchlicher Erwachsenenbildung zur Information und Auseinandersetzung über Glaubensfragen, Selbst- und Weltsichten. Neben soziografischen Fragen ging es in der Untersuchung um Teilnahmemotive, Kurserfahrungen und Wirkungen. Die Teilnehmenden an diesen Bildungsangeboten verwenden den Begriff »Offenheit« häufig und in verschiedenen Facetten, um ein wesentliches Merkmal der Kommunikationsprozesse in den von ihnen besuchten Kursen zu beschreiben. Offenheit bedeutet zum einen die offene Haltung vonseiten der Teilnehmenden, d.h. die Bereitschaft, in der Gruppe über Persönliches zu sprechen:

Jm 51: »Dass sehr schnell jeder seine Beweggründe von sich aus, also über seinen eigenen Glauben, seine Glaubenserfahrung oder eben das, was ihm fehlt und er kennenlernen will, da sehr offen geredet hat.«

Die Teilnehmenden reflektieren in den Interviews auch, was diese Offenheit ermöglicht: das Gefühl, akzeptiert zu werden und den anderen vertrauen zu können.

K 29: »Weil man auch das Gefühl hat, da werden keine großen Ansprüche auf dich gesenkt, du wirst da so als Mensch angenommen, wie du bist, und kannst auch so reden, wie dir der Schnabel gewachsen ist, also net irgendwas hoch-

theologisch Gestochenes, wo du dir dann denkst, na, da wenn ich da jetzt was sag', da hockst dich bestimmt ins Fettnäpfchen rein. Sondern du kannst dann deine Meinung vernünftig äußern.«

Solch einen Schutz- und Akzeptanzraum zu gestalten ist Aufgabe der Kursleitung, aber es braucht auch die Bereitschaft der anderen Teilnehmenden, solche Prozesse zuzulassen.

In den Interviews wird auch deutlich, dass die Offenheit der Teilnehmenden nicht grenzenlos ist. Das Gespür für diese Grenze und die Möglichkeit, diese zu ziehen, wird in einigen Gesprächen im Hinblick auf bestimmte Themen und persönliche Sympathien thematisiert. Doch nicht nur diese setzen der Offenheit Grenzen. Auch berufliche Rollen können besondere Schutzräume erfordern; zudem kann z.B. in ländlichen Settings die dörfliche Überschaubarkeit begrenzend wirken, wenn nicht bewusst Akzente dagegen gesetzt werden wie die Vereinbarung von Vertraulichkeit.

Der Gegenbegriff zur Offenheit, der in den Interviews mehrfach genutzt wird, ist die Angst, etwas von sich »preiszugeben«. Menschen, die an dieser Stelle zurückhaltend und vorsichtig sind, beobachten sehr genau und »sondieren«, wie andere auf offene Aussagen reagieren und ob sie genug Vertrauen haben können, um Offenheit zu wagen. Neben der Bereitschaft der Teilnehmenden, über sich selbst zu sprechen und andere über sich selbst sprechen zu lassen, gehört zur Offenheit von Teilnehmenden auch, andere, von der eigenen Meinung abweichende Positionen auszuhalten.

Zum anderen wird Offenheit von den Teilnehmenden auch bezüglich der Kursleitenden als Kennzeichen einer prozessorientierten Kursgestaltung benannt:

Bw 103: Eigentlich hatte ich das Gefühl, dass sie [die Kursleiter, A.d.V.] sehr offen waren und nicht wirklich Ziele hatten und dass es ihnen eigentlich gereicht hat, dass Leute neugierig sind und Fragen haben und da offen hinkommen.

Eine weitere Facette betrifft die Kursergebnisse. Offene Prozesse lassen den Teilnehmenden die Freiheit, selbst zu entscheiden, wie ihr Weg aussehen kann:

Cw 131: »Vielleicht ist das einfach, was mich auch in [NN] so fasziniert hat, dass das der Mittelweg war, dass es lebendig menschlich war, aber man trotzdem so gelassen wurde, wie man war. Mit allem seinem Für und Wider. Also wo kein Druck da war und du musst jetzt hier eintreten oder du musst jetzt dies. [...] Also da war viel offene Tür, viel ›Ich darf selber, selber entscheiden, wie weit ich mitgehen möchte und wie weit ich mitgehen kann.«

Dazu gehört auch die Freiheit, ohne schlechtes Gewissen an einem Termin zu fehlen und selbst über die Teilnahme entscheiden zu können, wenn etwas nicht behagt hat oder zu nahe geht.

Offenheit heißt schließlich, sich im Kursgeschehen selbst distanzieren zu können und nicht zu einem bestimmten Verhalten gezwungen zu werden:

Mw 382: »Dann würde ich halt sagen, es war offen, es war freundlich. Man wurde jetzt nicht irgendwie verdonnert zu irgendetwas.«

Diese Aussagen markieren an vielen Punkten Rahmenbe-

dingungen und Regeln, die eine Kursleitung aus Sicht der Teilnehmenden setzen kann, um solche offenen Prozesse zu ermöglichen. Dazu gehören eine offene Prozessgestaltung, die Öffnung von Gesprächsräumen, in denen Nähe möglich ist, in denen Offenheit ausreichend geschützt ist und es möglich ist, auch Grenzen zu ziehen und sich zurückzuhalten. Das mag bei personbezogenen Themen besonders wichtig sein, aber die Lernforschung zeigt, dass die Möglichkeit der Anknüpfung an eigene Erfahrung bei Erwachsenen eine zentrale Bedingung für alle Lernprozesse ist.⁵

Perspektive der Professionellen

Im Rahmen eines laufenden Dissertationsvorhabens wurden berufliche Selbstbeschreibungen erwachsenenpädagogisch Tätiger erhoben.⁶ Diese beschrieben darin eine Art immateriellen Raum, der durch die Anwesenheit mindestens eines pädagogisch Tätigen und spezifischer Teilnehmenden entsteht und im Sinne Strauss' als Arena der Vermittlung beschrieben werden kann.⁷ Diesen ergebnisoffenen Prozess des Entstehens eines Raums schildern die Informanten als reziprok. Nur durch die Offenheit der Beteiligten im pädagogischen Aushandlungsprozesses werde ein gemeinsamer Raum des Handelns konstituiert und so Lernen erst möglich. Dabei verweisen die Praktiker in der Gruppendiskussion auch auf das mögliche Scheitern der gemeinsamen Interaktion:

T5w: »Wir, wir, wir hängen in dem, was wir tun, extrem von unsern Teilnehmern ab. An deren Bereitschaft oder deren Erlebnisse. (0.2) Dennoch liegt es an uns, das rauszufinden, was tut das für denjenigen, der da is. [...] Und, äh, es gibt auch die berühmten Sandsack-Trainings. (0.1) So nenn' ich das. Unglaublich anstrengend, es kommt einfach gar nix. Man sieht den Erfolg, der Teilnehmer merkt's selber nicht (lacht), ähm, das is schon anstrengend« (GDErwachsenenbildung-03-2014-5/189-6/214).

Für den notwendigen Aushandlungsprozess bedarf es einer offenen Haltung der erwachsenenpädagogisch Tätigen für die Interessen, Anliegen und Lernbedarfe der Teilnehmenden, denn eine zu enge Gestaltung der Interaktion führe unweigerlich zum Misslingen:

PS: »Weil wir lernen zusammen. Eh auch ich bin in, bin ein Lernender. Ein Wanderer. Einer der die Schatten sieht. Ja? Und Disziplinprobleme hab' ich eigentlich nicht, weil die Erwachsenen entscheiden selber für sich, was sie tun wollen und was sie nicht tun wollen, ja. Un das MUSS auch so sein! Was wären wir sonst für Didaktiker« (EIERwachsenenbildung-03-2011-9/304-9/307).

Mit Hinweis auf diese berufliche Basisposition zeigen die befragten Praktiker, dass Offenheit aber nicht alleine in der Phase der Initialisierung pädagogischer Settings relevant ist, sondern auch im weiteren Verlauf pädagogischer Handlung:

PS: »Und ich bin dann reingegangen in diese Senioren und wollte dann im klassischen Sinne <en, en, en> Unterricht abziehen, wie ich des gelernt hatte. Als junger Mensch. Und dann ham die Senioren das sehr nett gefunden, die waren

sehr freundlich und haben zu mir gesagt: Ne, wissen Sie, das ist sehr schön, was Sie vorbereitet haben, aber das machen wir nicht« (EiErwachsenenbildung-05-2011-2/51-2/57).

Offenheit ist aus Sicht der Erwachsenenpädagogen aber nicht alleine in der Interaktion mit Teilnehmenden relevant, sondern parallel auch eine Konstitutionsbedingung für die Neukonstruktion von Wissen. Gerade die Anerkennung von spezifischen Wissensbeständen und Relativierung des eigenen Wissensvorsprungs verweist auf die professionelle Selbstbegrenzung im Hinblick auf das Machtungleichgewicht in pädagogischen Interaktionsprozessen:

T1w: »Wir vermitteln Wissen unter anderem.«

T5w: »Tagtäglich. Wir vermiss-, wir vermitteln es, ähm, aber wir haben Leute vor uns, du hast das mal so wunderbar gesagt. Jeder, der vor uns, jetzt wir, wir sind jetzt die Profis hier in der Bütt. Aber jeder, der vor uns sitzt, ist in seinem Gebiet uns haushoch überlegen und auf Augenhöhe.«

T6w: »Oh ja.«

T2m: »Ja.«

T1w: »Ja, Fachleute.«

T5w: »Ja, und nur weil wir jetzt in diesem Bereich das Wissen haben, können wir die jetzt nicht dominieren in dem Sinne, sondern da muss uns immer klar sein, die ham ihr eigenes Wissen, das de facto da ist und wo die mindestens so gut sind wie wir. Wobei wir dort keine Ahnung von haben. Das fand ich, ähm, das war für mich ein doller, doller Satz. (0.1) Ne doller Erkenntnis. Un für mich ist eigentlich die größte Zufriedenheit, wenn die meine Begeisterung teilen können. Un das können sie nur, wenn sie ihr Ding daraus machen und ich überrascht sein kann. Und das geht nur, wenn wir alle Teilnehmer sind« (GDErWachsenenbildung-03-2014-4/196-4/202).

Offenheit ist in der Selbstbeschreibung von erwachsenenpädagogischen Praktikern eine zentrale Kategorie und für die Realisierung eines erfolgreichen Arbeitsbündnisses bedeutsam⁸, denn sie ist konstitutiv für die Gestaltung der Bildungsangebote selbst: Zeit, Raum und Technologien werden von Offenheit als Haltung beeinflusst. Insofern ist Offenheit nicht nur für die Entstehung und Fortsetzung eines immateriellen Vermittlungsraums relevant, sondern auch für die Ermöglichung von Aneignungsprozessen.

Zusammenfassung

Der Begriff »Offenheit« beschreibt ein zentrales Merkmal von Bildungsprozessen Erwachsener und »liefert dem Professionellen die moralische Berechtigung«, in die Privatsphäre des Teilnehmenden einzugreifen.⁹ Diese Offenheit braucht Rahmenbedingungen und Regeln, die Professionelle setzen können und müssen. Dazu gehört eine Gesprächskultur, die das Kommunizieren und Anknüpfen an eigenen Erfahrungen und Perspektiven anregt, die Vertraulichkeit wahrt, Raum für Andersdenkende lässt und unterschiedliche Meinungen zulässt. Dazu gehört auch eine grundsätzliche Haltung der Professionellen, die an den Interessen und

Bedürfnissen der Teilnehmenden und dem sich entwickelnden Prozess in der Gruppe orientiert ist. Das erübrigt nicht sorgfältige didaktische Planung, vielmehr ist eine gründliche Planung und Klärung der eigenen Ziele die Voraussetzung für flexibles Agieren der Professionellen im Bildungsprozess; sie ist das Rückgrat, das die notwendige Beweglichkeit und Offenheit schafft, die die Teilnehmenden brauchen und ebenfalls einfordern, um sich auf den Prozess einzulassen, um sich zu öffnen, um auch eigene, möglicherweise sperrige Positionen zum Ausdruck zu bringen und neue Perspektiven zu erproben. Insofern kommt dieser Kategorie im erwachsenenpädagogischen Prozess aus Lehren und Lernen eine besondere Bedeutung zu, denn beide beteiligten Personengruppen sehen in Offenheit eine Voraussetzung. Diese Kategorie Offenheit kann daher als allumfassende Bedingung professionellen Handelns bezeichnet werden.

Anmerkungen

- 1 Nittel/Schütz/Tippelt 2014.
- 2 Vgl. Oevermann 1996, S. 148 f.
- 3 Nittel 2000, S. 32.
- 4 Ebd., S. 39.
- 5 Siebert 2009, S. 39.
- 6 Vgl. Nittel 2002. Die Experteninterviews (vgl. Meuser/Nagel 1994) sowie die Gruppendiskussionen (vgl. Loos/Schäffer 2012) wurden mithilfe des Kodierverfahrens der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 2010) und im Sinne einer Sozialen Welt ausgewertet (vgl. Nittel 2011).
- 7 Vgl. Kraus/Meyer 2015.
- 8 Vgl. Oevermann 1996, S. 153.
- 9 Nittel 2000, S. 39.

Literatur

- Glaser, B.; Strauss, A. (2010): Grounded Theory. Bern.
- Hofmann, B. (2013): Sich im Glauben bilden. Leipzig.
- Kraus, K.; Meyer, N. (2015/i.E.): Handlungsräume von Kursleitenden in der Erwachsenenbildung. In: Bernhard, C.; Kraus, K.; Schreiber-Barsch, S.; Stang, R. (Hg.): Erwachsenenbildung und Raum. Bielefeld.
- Loos, P.; Schäffer, B. (2012): Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis. Wiesbaden.
- Meuser, M.; Nagel, U. (1994): Expertenwissen und Experteninterview. In: Hitzler, R.; Honer, A.; Maeder, C. (Hg.): Expertenwissen. Opladen.
- Nittel, D. (2000): Von der Mission zur Profession? Bielefeld. Nittel, D. (2002): Berufliche Selbstbeschreibungen im Spiegel von Praxisberichten. In: Hessische Blätter für Volksbildung, Heft 2, S. 137–152.
- Nittel, D. (2011): Von der Profession zur sozialen Welt pädagogisch Tätiger? Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, S. 40–59.
- Nittel, D.; Schütz, J.; Tippelt, R. (2014): Pädagogische Arbeit im System des lebenslangen Lernens.
- Oevermann, U. (1996): Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A.; Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt am Main.
- Siebert, H. (2009): Didaktisches Handeln in der Erwachsenenbildung. Augsburg, 6. Aufl.
- Strauss, A. L. (1978): A Social World Perspective. In: Studies in Symbolic Interaction. Volume 1. Greenwich.

Bildungs- und Berufsberatung

Wirksamkeit und Nutzen

➔ wbv.de/bildungsberatung

Welchen Stellenwert hat Bildungs- und Berufsberatung in der Gesellschaft? Der Tagungsband des Bundesinstituts für Erwachsenenbildung Österreich, (bifeb), stellt Beiträge vor, die das Thema aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Die Themen reichen von der gesellschaftlichen Verortung von Bildungs- und Berufsberatung über deren Bedeutung für gesellschaftliche Teilhabe bis zu Ansätzen der Wirkungsforschung.



Ingeborg Melter, Erika Kanelutti-Chilas,
Wolfgang Stifter (Hg.)

Zukunftsfeld Bildungs- und Berufsberatung III

Wirkung – Nutzen – Sinn

2014, 242 S., 24,90 € (D)

ISBN 978-3-7639-5481-0

Als E-Book bei wbv.de

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de



Bernhard Wunder

Alles eine Frage der Gestaltung

Wie Bildung ankommen kann, wenn die Erkenntnisse von Sinus-Milieus eine Rolle spielen

Gehen wir einmal davon aus, dass alles eine Frage der Gestaltung ist. Welche Folgen hätte eine solche Annahme für die kirchliche Praxis, für die Kirchengebäude, die Pfarrheime und die Kindertagesstätten und ihre Konzepte, für die Veranstaltungen, für das Miteinander in Gemeinden, für die Öffentlichkeitsarbeit, für die Bildungsarbeit, für die Bildungshäuser ...?

Gestaltung möchte ich hier in einem weiten Sinn verstehen, also nicht allein in ästhetischer Hinsicht. Es geht ja bei allen Gestaltungsfragen immer auch um funktionale, materiale, finanzielle, soziale, kommunikative oder wertorientierte Aspekte. Mit anderen Worten: Gestaltung lässt sich nicht vermeiden. Sie ist konstitutiv, und zwar für jeden Inhalt. Und weil es keinen Inhalt ohne irgendeine Art Gestaltung gibt, gilt auch umgekehrt: Inhalte zeigen sich überhaupt erst in ihrer Gestaltung und insofern immer in einer bestimmten, ausschließenden Gestaltung. Deshalb gilt auch, dass sich Inhalte notwendigerweise mit ihrer Gestaltung verändern.

Vor diesem Hintergrund liegt es auf der Hand, dass Gestaltungsaspekte nicht wie ein Container zu verstehen sind, sozusagen Inhalte bloß in sich aufnehmen und bewahren. Wenn also eine Gestaltung eben einen Inhalt, vielleicht besser eine Inhaltlichkeit, in einer bestimmten Form zeigt, zeigt sie ihn ebenso in einer bestimmten Wertigkeit, Materialität usw., somit immer auch ausschließend. Gestaltungen wirken ja, sie sprechen Menschen an, stoßen sie ab, ziehen sie an, machen sie neugierig oder langweilen sie. Eine Gestaltung korrespondiert somit immer mit einem Konzept, das Menschen von Inhalten haben, oder sagen wir besser, es korrespondieren Gestaltungskonzept mit Inhaltskonzepten.

Man kann über solche Zusammenhänge sehr spannend weiter reflektieren und sich austauschen, in der Praxis wirken Gestaltungsformen jedoch immer auch intuitiv, unreflektiert, und zwar sehr schnell und sehr treffend, aber eben nicht für jeden in gleicher Weise. Wie gesagt, was für den einen langweilig ist, kann für den anderen äußerst spannend sein. Es treffen also Konzepte aufeinander, die sich aus- oder einschließen. Und dies gilt für alle Aspekte des menschlichen Lebens.

Sinus Sociovision setzt sich seit Jahren mit solchen und ähnlichen Fragen auseinander und beschreibt zehn Lebenswelten, die sich in einem gesellschaftlichen Schicht-Werte-System lokalisieren lassen: Milieus (s. auch den Artikel von Marius Stelzer in diesem Heft).

Die Kirchengemeinde Hl. Familie in Troisdorf-Oberlar hat diese Erkenntnisse vor Jahren für ihre pastorale Planung entdeckt, angewendet und konsequent gehandelt. Die damals geltenden Sparzwänge sollten nicht nur zur Reduzierung, sondern auch zur Umgestaltung pastoraler Praxis und in diesem Fall auch zur Veränderung der Gebäudeplanung führen. Ein Schülerfrühstück mit anschließendem Gottesdienst noch vor dem Unterricht werde eingeführt. Es erreicht nun Menschen, die tatsächlich im Viertel leben; nicht mehr nur Mitglieder, sozusagen Insider, auf die die pastorale Praxis ausschließlich ausgerichtet war. Der Einbau von Versammlungsräumen in das Langschiff der Kirche, bei gleichzeitiger Öffnung der Fassade, reduziert nicht nur die künftig zu finanzierenden Flächen, sondern gibt nun auch Menschen Einblick in das, was in der Gemeinde gelebt wird. Man muss nun nicht mehr Mitglied der Gemeinde sein, um zu verstehen, was Menschen

da tun. Mitgliedschaft sollte nicht mehr Voraussetzung für die Wahrnehmung und das Verstehen von Gemeindeleben sein. Öffnung, Transparenz und Begegnung sind seinerzeit die leitenden Erkenntnisse für die pastorale Praxis, die Gebäudeplanung und die Kommunikation geworden. Das alles mithilfe der Erkenntnisse über die sogenannten Sinus-Milieus. Welche Menschen leben in unserem Viertel, wie leben sie, was sind deren Grenzen, Zugänglichkeiten, lebensweltlichen Vorlieben, Werte usw. Der Inhalt der Sorge um den Nächsten (Schülerfrühstück) ist in einer veränderten Gestaltungsform zutage getreten und wird nun für viele Nichtmitglieder überhaupt erst verständlich und annehmbar. Dasselbe gilt nicht weniger für die veränderte Gebäudestruktur, wofür ich ein weiteres Beispiel erwähnen möchte, das sich noch in der Bauplanungsphase befindet.

Der in Hl. Familie (Troisdorf-Oberlar) zuständige Pfarrer Peter Orth leitete mit seinem Pastoralreferenten Joachim Bourauel auf Grundlage der eben genannten Erfahrungen die Profilierung der Nachbarpfarre ein. Ein sehr anderes Leben in dieser Gemeinde, und es sind sehr verschiedene Bedingungen zu denen in Hl. Familie. Es geht um die zentral gelegene Pfarrei St. Hippolytus in Troisdorf, die in Sichtachse zur Fußgängerzone liegt. Auch hier wurde eine Milieu-Analyse der Microm-Geomilieus zu Hilfe genommen. Die Milieuanteile im Viertel wurde so sehr schnell erkennbar. Wesentliche Aspekte der inhaltlichen pastoralen Weiterentwicklung und der Kommunikation mit Gebäuden, Außenanlagen, Aushängen, Konzepten usw. konnten zielgruppengenaue entwickelt werden. Zusammen mit kritischen Auseinandersetzungen über die

Geschichte des Standortes, die Person des Pfarrpatrons und seinen Schriften (vor allem die *Traditio apostolica*) verknüpften Inhalte und Formen. Auch in diesem Fall ging und geht es noch um eine Gebäudeplanung, weil die Kirchengemeinde alles zur Disposition stellte, um ein neues Pfarrzentrum zu errichten. Das Konzept »Alles ins Licht stellen« wurde über Jahre erarbeitet und kommuniziert selbst wiederum mit einer bestimmten Lebenswelt, die auf Transparenz, auf Öffentlichkeit und Auseinandersetzungsbereitschaft setzt. Mit anderen Worten, pastorale Praxis richtet sich weniger auf Mitglieder und ihr geselliges Miteinander, sondern sie mischt sich künftig ins gesellschaftliche Umfeld ein. Es geht künftig in die politischen Kontexte. Dies erfordert jedoch auch eine hohe Bereitschaft und Fähigkeit zur Gestaltung des Lebens der Menschen vor Ort, und zwar aus den kirchlichen und spirituellen Überzeugungen heraus. Diese sind u.a. aus der Erarbeitung des Konzeptes »Alles ins Licht stellen« angereichert und zugespitzt worden, was künftig Kommunikation des kirchlichen Lebens möglicherweise heißen könnte. Beispielsweise sind Projektionen auf großen Glasflächen denkbar, weil der derzeitige Gebäudeentwurf eine entsprechende Möglichkeit enthält und nun auf diesem Weg Informationen, Hinweise und Impulse gegeben werden können. Der Wechsel im Medium führt auch zum Wechsel in der Wahrnehmung kirchlichen Lebens vor Ort, weil technische Lösungen mit bestimmten lebensweltlichen Affinitäten korrespondieren, die keine Mitgliedschaft und somit Kennerschaft voraussetzt.

Künftig kein Pfarrheimcharakter mehr

Das bis jetzt geplante Gebäude an sich wird eher den Charakter eines Stadttors vermitteln, weil dies auch geschichtlich der entsprechende Ort war, auf dem künftig das neue Gebäude stehen wird. Stadttor, dann auch Stadttour. Die Aufnahme der Geschichte in dem neuen Gebäude



Die Kirche Heilige Familie in Troisdorf-Oberlar

wird zugleich auch den kommunalen Stellenwert dieses Standortes neu markieren. Stadtgeschichtsschreibung und beispielsweise Geocaching lassen sich auf diese Weise ganz neu verbinden.

Das neue Gebäude stellt auch die ortsansässige Tafel ins Licht, ohne die Menschen bloßzustellen. Menschen, die die Tafel benötigen, sollen nicht mehr verschämt oder nicht vor verschlossenen Türen in Schlange auf die Öffnung der Ausgabe warten. Sie sollen sich im neuen Gebäude treffen und möglicherweise bei einer Tasse Kaffee auf die Öffnung der Ausgabe warten können. Mehr noch: Ihre Probleme sollen eine Stimme in der Stadt erhalten. Große und kleine Probleme sollen künftig aufgegriffen werden und in geeigneter Form in den öffentlichen Raum getragen werden, um Ernst zu machen mit einer Option für Bedürftige.

Moderne Bildungsarbeit

Die neuen Räumlichkeiten werden auf dem Niveau der *Traditio apostolica* ein Bildungsforum entwickeln. Der hohe Anspruch und die Besonderheit des St. Hippolytus-Patronates soll sich in einer besonderen Architektur und somit einer besonderen Bildungsarbeit wiederfinden. Auch hier also vermittelt die Gestaltung von Räumen einen entsprechend hohen Wert der Bildungsarbeit.

Dies soll sich auch über eine typografische Anbindung des neuen Stadttors zur Fußgängerzone mit Textstücken aus der *Traditio apostolica* verbinden. Vom Innenraum des neuen Stadttors bis in die Fußgängerzone hinein soll so der hohe Wert und Weg der Bildung vermittelt werden.

Auch die für Hippolytus so markante Verbindung von Agape und Herrenmahl soll einerseits sehr hochwertig, andererseits sehr niederschwellig aufgegriffen werden. Ein in der *Traditio* genanntes Käse- und Oliventeilen vor dem Herrenmahl wird künftig auf dem neuen Kirchvorplatz stattfinden und in einen Gottesdienst münden, zunächst einmal im Jahr.

Schließen wir die durchaus erweiterbaren Aspekte und ihre milieuorientierten Gestaltungsformen. Weil es keinen Inhalt ohne irgendeine Art Gestaltung gibt, gilt nach dem eben gesagten auch umgekehrt: Inhalte zeigen sich überhaupt erst in ihrer Gestaltung und insofern immer in einer bestimmten, ausschließenden Gestaltung. Deshalb gilt auch, dass alles eine Frage der Gestaltung ist. Dass dies funktioniert, scheint mir nach den beiden nur ange deuteten Beispielen belegt und reicht in der Tat in alle Bereiche hinein.

Dr. Bernhard Wunder ist Referent für Pastoral- und Gemeindeentwicklung im Erzbistum Köln

Bernhard Grunau

Kraft für den Menschen, Sinnbild der Schöpfung

Das Angebot des Klosters Arenberg



Kloster Arenberg

Gottesliebe, Nächstenliebe und Selbstliebe gehören zusammen, wachsen gemeinsam und führen hin zu einer liebevollen Einstellung zur ganzen Schöpfung. Das Angebot, die Räumlichkeiten und besonders der Klostergarten sind nach diesen Grundprinzipien ausgerichtet. Der große Klostergarten mit »Klagemauer«, Kräutergarten, mit Wald und Wiesen ermöglicht den Gästen erholsame und heilsame Naturerfahrungen. Das Kloster pflegt den Garten als Sinnbild für die Schöpfung und als Kraftquelle für den Menschen.

34

»Der Mensch selber ist uns aufgetragen, seine Gesundheit an Leib und Seele, sein Heil.« So sehen die Arenberger Dominikanerinnen ihren klösterlichen Auftrag. In Konsequenz dieses Grundsatzes haben sie ihr Gästehaus zu einem modernen Bildungs- und Erholungszentrum ausgestaltet. Es ist es zu einem Ort der religiösen Einkehr geworden, verbunden mit medizinischen Anwendungen, Bildungs- und Erholungsangeboten. Es gibt einen Wellnessbereich mit Schwimmbad und Sauna, einen Fitnessraum, eine Kreativwerkstatt, ein Meditationsraum sowie Tagungsräume. Man kann an den Gebetsstunden der Dominikanerinnen teilnehmen und mit ihnen bei Bedarf persönliche Gespräche führen. Auch die Klosterbibliothek und ein weitläufiger Park mit Kräutergarten sind für die Gäste zugänglich. Insgesamt bietet das Haus Platz für 100 Gäste.

Neben Erholungssuchenden sind besonders Menschen im Blick, die in schweren Lebenssituationen sind, die eine Auszeit, Ruhe und Orientierung brauchen. Unter den Gästen sind auch

immer wieder Geistliche, die hier regelmäßig Erholung finden können. Insgesamt nutzen rund 5.000 bis 6.000 Besucher/-innen pro Jahr die Angebote des Klosters.

Für die Gäste bietet das Haus ein umfangreiches Programm an: Seminare, Kurse, Vorträge. Wer will, kann mit einer Ordensschwester oder einem der vier Seelsorgerinnen des Gästehaus ins Gespräch kommen, Hilfe, Rat und Unterstützung suchen – oder auch ganz für sich bleiben. Ganz bewusst wird der Begriff »Wellness« genutzt, obwohl er einen modischen Beigeschmack hat. Es geht darum, das Gute und Gesunde zu fördern, einen Ort des Wohlbefindens bereitzustellen. So will das Kloster Arenberg das Vermächtnis der Ordensgründerin Mutter Cherubine Willmann fortsetzen, der es in ihren Werken um »heilende Liebe« ging.

Dieser Antrieb, in heilsamer Weise für andere da zu sein, entspringt der bedingungslosen Liebe Gottes zu jedem seiner Geschöpfe. Auch die Bibel als das gemeinsame Fundament verweist auf eine dreifache Liebe: die Liebe zu Gott, zum Nächsten und zu sich selbst.

Christus als Weggefährte

Die biblische Weisung, Gott in den Mittelpunkt des Fühlens, Denkens und Tuns zu stellen und aus seiner Liebe heraus zu leben, ist den Mitwirkenden im Kloster Arenberg ein inneres Bedürfnis. Jesus Christus ist für die Arenberger Schwestern allen Menschen Weggefährte. Er gibt die Kraft, auch leidvolle Wege zu gehen und zu begleiten. Kloster Arenberg will diese »Christusträgerschaft« vertiefen.

Das Gästehaus schöpft aus der reichen Tradition christlicher Spiritualität. Neben altbewährten Gebetsformen gibt es in Kloster Arenberg auch andere Formen der Spiritualität. Jede und jeder kann ausprobieren und auswählen, was ihr oder ihm entspricht. Das heilende Wirken Gottes kann sich freilich auch außerhalb des Gebets ereignen: in guten Begegnungen, in einem seelsorglichen Gespräch, in der Stille und oft in ganz unerwarteter Weise.

Bernhard Grunau leitet das Gästehaus Kloster Arenberg.

Andreas Kaul

Tagen – Bilden – Genießen

Zum Neubau und zur Konzeption des Katholisch-Sozialen Instituts (KSI)

«Tagen, bilden und genießen» – mit diesen drei Schlagworten lässt sich das ganzheitliche Bildungskonzept des KSI beschreiben. Das Katholisch-Soziale Institut wurde am 18. Oktober 1947 von Josef Kardinal Frings als Akademie der Erwachsenenbildung auf Grundlage der Katholischen Soziallehre gegründet. Sein Wappenspruch »Pro hominibus constitutus – Für die Menschen bestellt« – ist seit 68 Jahren das Leitmotiv der 70 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des KSI. Das derzeitige Tagungshaus liegt in Bad Honnef inmitten des Naturparks Siebengebirge. Das Institutsgebäude besteht in der derzeitigen Gestalt seit dem letzten Umbau und der umfassenden Erweiterung im Jahre 1996. Derzeit besuchen jährlich rund 21.000 Gäste das Katholisch-Soziale Institut. Im Zentrum der programmatischen Arbeit des KSI stehen Veranstaltungen und Seminare zu Gesellschaft, Politik und Kultur für unterschiedliche Adressatengruppen.

Tagungen und Seminare sind »wertbildende Prozesse«

Ein Anspruch an das KSI-Programm: Im Institut sollen wertbildende Prozesse stattfinden. Kern in der konzeptionellen Ausgestaltung des Katholisch-Sozialen Instituts ist wie eingangs formuliert ein ganzheitlicher Bildungsansatz – der gesamte Rahmen einer Tagung oder einer Veranstaltung muss in sich stimmig sein: Der Gast sollte sich im Sinne des Wappenspruchs »pro hominibus constitutus« im Haus wohlfühlen – das Seminar, das Tagungshaus, Service und Gastronomie sollen dem Menschen zugewandt sein. Zudem soll unter den Kolleginnen und Kollegen sowie im Kontakt mit den Gästen ein »wertschätzender Umgang«

gepflegt werden. »Werte« spielen in der Programmatik sowie im Miteinander der Kolleginnen und Kollegen im KSI eine zentrale Rolle: Die KSI-Mitarbeitende entwickelten insgesamt sechs »Werte-Haltungen«, die alle Kollegen/-innen bei der Einstellung im KSI unterschreiben müssen und für alle Mitarbeitenden im Hause verbindlich sind: Unter anderem soll die Zusammenarbeit der Mitarbeiter von Achtung, Respekt, Hilfsbereitschaft und Rücksicht geprägt sein; die Kommunikation soll vom Grundsatz des Verstehens und der Dialogbereitschaft bestimmt sein; die Menschen, die in das KSI kommen, sollen achtsam wahrgenommen werden; Zivilcourage und Mitverantwortung sind für die Kolleginnen und Kollegen wichtige Haltungen.

»Lernensemble KSI«

Gleichzeitig sind die architektonische sowie die innenarchitektonische Ausgestaltung des Tagungshauses von zen-

traler Bedeutung für den Erfolg von wertbildenden Prozessen oder Veranstaltungen. Das KSI bietet mit seinem hellen, freundlichen und lichtdurchfluteten Ambiente einen Rahmen für Veranstaltungen aller Art sowie für private Feierlichkeiten. Daneben finden sich im Tagungshaus sowie im Außengelände des KSI viele Orte für kleinere Pausen und Erholungen – neben einem guten Setting für Veranstaltungen sind diese »kleine Fluchten« ebenso wichtig für das Gelingen einer Bildungsmaßnahme: Fünf Innenhöfe bieten im KSI hierfür die besten Voraussetzungen. Sie sind einerseits Ruheorte, aber auch »Freiluft-Seminarräume« in den Sommermonaten. Von der Dachterrasse des KSI genießt man einen traumhaften Blick über das Siebengebirge sowie den Drachenfels. Zudem findet der Gast im gesamten Tagungshaus vielfältige religiöse, sozialgeschichtliche, interkulturelle und künstlerische Impulse, die sich wie ein roter Faden durch das Institut ziehen. Den



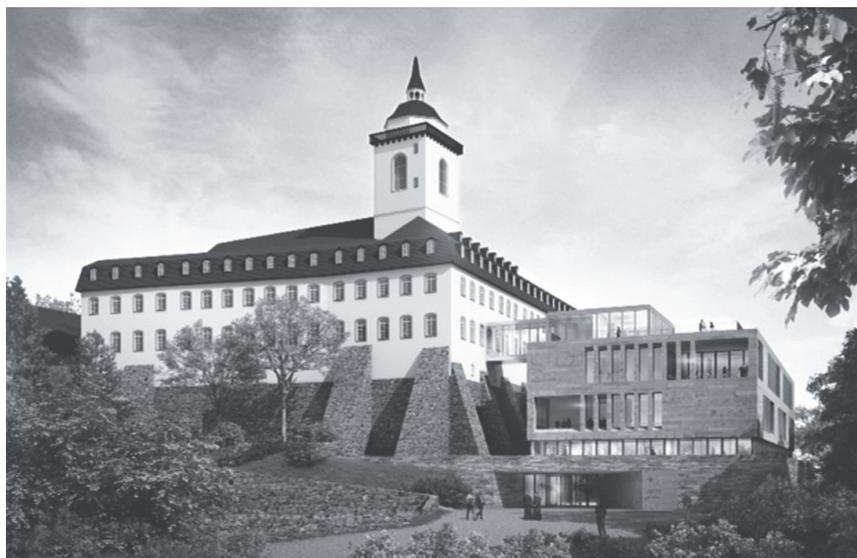
Eingangsbereich des KSI

Gästen des KSI werden Zugänge zu moderner Kunst in unterschiedlichen Ausprägungen angeboten. Das Haus verfügt über eine Sammlung von Kunstwerken, die in Form eines Kunstparcours einen Einblick in die Entwicklungen der Kunst im 20. Jahrhundert offeriert. Die Kombination aus Architektur, Innenarchitektur sowie künstlerischen Impulsen wird im KSI als »Lernensemble« bezeichnet. Zu dieser »Lernumgebung« gehören auch Gastronomie, Service und Unterkunft, für die im Katholisch-Sozialen Institut hohe Qualitätsstandards gelten. Einer der Grundsätze: Wo immer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des KSI mit Gästen in Kontakt kommen, wird sich der Kollege oder die Kollegin mit einem Höchstmaß an Aufmerksamkeit und Sorgfalt dem Tagungsteilnehmenden widmen. Das Küchenteam des KSI kümmert sich mit Leidenschaft und Engagement um das leibliche Wohl der Gäste. Frische Zutaten sowie eine sorgfältige Zubereitung gehören ebenso zu einem guten Tagungsumgebung wie eine gesunde und schmackhafte Speisenauswahl. 2010 hat sich das KSI von der »Deutschen Hotelklassifizierung« des »Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes« als 3-Sterne-Superior-Hotel zertifizieren lassen. Die Kolleginnen und Kollegen aus dem Bereich des Tagungshauses des KSI entstammen überwiegend dem Hotelgewerbe und haben eine gastronomische Ausbildung abgeschlossen.

Umzug nach Siegburg

Im Herbst 2016 wird das Katholisch-Soziale Institut von Bad Honnef in die umfassend sanierten und erweiterten Gebäude der ehemaligen Abtei auf den Siegburger Michaelsberg ziehen. Nach dem Weggang der letzten Benediktinermönche im Jahre Sommer 2011 wurde bereits im Januar 2012 das KSI als Nachnutzer der 950 Jahre alten Abtei vorgesehen. Das Erzbistum Köln investiert in den Umbau und Neubau etwa 40 Millionen Euro.

Den Architektenwettbewerb für den Neubau sowie die Umgestaltung der alten Abteigebäude konnte das Architekturbüro »meyer schmitzmorkramer« (msm) für sich entscheiden. Die Siegburger Ab-



Das neue KSI im umfassend sanierten und erweiterten Gebäude der ehemaligen Abtei auf den Siegburger Michaelsberg (Modell)

tei wird im Hang um einen fünfstöckigen Neubau erweitert, der sich behutsam in die historischen Strukturen einfügt und über eine gläserne Brücke mit dem Altbau verbunden sein wird. »msm« konnte mit seinen Umbauplänen punkten, weil die ehemalige Abtei – zumindest äußerlich – kaum angerührt werden muss. Die Interessen des Denkmalschutzes werden in einer idealen Weise berücksichtigt. Auch die gewohnten »Sichtachsen« bleiben bestehen, der Neubau wird vom Stadtzentrum aus kaum zu sehen sein. Bei den Bauarbeiten wird sehr viel Wert darauf gelegt, historische Begebenheiten zu bewahren. Historische Mauern und Ausgrabungen werden erhalten und später präsentiert werden.

Für den Seminar- und Tagungsbetrieb eröffnen sich mit dem Umzug nach Siegburg ganz neue Möglichkeiten: Während man es in Bad Honnef mit gewachsenen Gebäudestrukturen zu tun hatte, deren Ursprünge in das 19. Jahrhundert zurückreichen, hat man nun in Siegburg die Möglichkeit, im historischen Teil sowie im Neubau die baulichen Voraussetzungen für ein modernes Tagungshaus zu schaffen: Das Siegburger Gebäude wird wesentlich besser den Ansprüchen des KSI gerecht werden. Insbesondere die Größe, die Möblierung sowie die technische Ausstattung der Seminarräume und Foren werden den Wünschen und Anforderungen einer zeitgemäßen

Seminarveranstaltung gerecht werden. Grundlegende konzeptionelle Gedanken machen sich die Kolleginnen und Kollegen des KSI jetzt schon über Stil, Ausstattung und Ambiente des neuen Tagungshauses. Von einem modernen, lichtdurchfluteten Gebäude wird das KSI in eine ehemalige Abtei einziehen, die um einen Anbau erweitert wurde. Die Atmosphäre des Abteigebäudes wird sich in der Ausstattung sowie in der Atmosphäre widerspiegeln.

Im Zusammenhang mit dem Umzug müssen einerseits die Grundfragen der konzeptionellen Ausgestaltung des KSI neu gestellt werden – erste Vorgespräche und Vorüberlegungen finden bereits statt. An der grundsätzlichen Position, dass für »wertbildende Prozesse« auch ein geeigneter Tagungsrahmen geschaffen werden muss – zu dem »wertschätzende Umgangsformen« genauso dazu gehören wie eine wertige Architektur und Einrichtung des Tagungshauses sowie hohe Qualitätsanforderungen an Gastronomie, Service und Unterbringung der Gäste –, daran wird sich auch im Siegburger Domizil des Katholisch-Sozialen Institut nichts ändern. Der Dreiklang »tagen – bilden – genießen« wird auch auf dem Michaelsberg Bestand haben.

Andreas Kaul ist zuständig für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im KSI.

Katrin Kraus

Wie Orte zu Lernorten werden

Die Gestaltung von Lernorten als pädagogische Aufgabe

Die Voraussetzung dafür, dass Orte zu Lernorten werden, ist an die Person und den Gegenstand gebunden. Das heißt ein Ort ist jeweils nur temporär und in Bezug auf eine bestimmte Person und einen konkreten Gegenstand ein Lernort. Durch die passende Konstellation der vier Elemente Wissensträger, Infrastruktur, Kopräsenz, Atmosphäre im Zusammenspiel mit Person und Gegenstand werden Orte zu Lernorten.

Am jeweiligen Ort braucht es Wissensträger, denn das anzueignende Wissen muss in einer Form repräsentiert sein, die den Anwesenden eine Aneignung ermöglicht. Dies kann in Form von Lernmitteln der Fall sein, z.B. Bücher oder Filme, oder es kann durch Personen repräsentiert werden, die in Bezug auf den jeweiligen Gegenstand über einen Wissensvorsprung verfügen. Diese Personen können Professionelle sein, d.h. Lehrpersonen oder Kursleitende, sowie private Personen wie Freunde oder Familienangehörige. Sie können physisch oder über Medien vermittelt als Wissensträger am jeweiligen Ort präsent sein.

Wissensträger und Infrastruktur

Neben den Wissensträgern ist in der Regel auch eine gewisse Infrastruktur vor Ort notwendig. Wie diese beschaffen sein muss, ist vor allem durch den Lerngegenstand bedingt – es kann eine Bibliothek sein, ein Computer, ein großer Raum, ein Musikinstrument, es können aber auch bestimmte Anforderungen an einen Außenraum sein, die spezifische Erfahrungen mit der Natur oder entsprechende sportliche Betätigungen ermöglichen. Aber auch Gewohnheiten von Personen spielen hier eine Rolle, z.B. Erwartungen an die Art der Sitzgelegenheit, die Verfügbarkeit

einer Kaffeemaschine oder Vorlieben in Bezug auf die Helligkeit.

Darüber hinaus spielt die Atmosphäre eines Ortes eine wichtige Rolle für die Frage, ob er für eine Person zu einem Lernort wird. Böhme versteht Atmosphäre als die »Gestimmtheit des Raums«, die zwischen dem Raum und seine Eigenschaften und dem Menschen mit seiner Wahrnehmung und seinen Emotionen in diesem Raum entsteht. Welche Atmosphäre in einem Raum entsteht, hängt also neben der Ausstattung des Raums auch von dem Menschen ab, der diesen Raum wahrnimmt – und es hängt wiederum von individuellen Präferenzen ab, welche Stimmung als lernförderlich (in Bezug auf den jeweiligen Gegenstand) wahrgenommen wird.

Die Anwesenheit oder Abwesenheit von anderen Personen – also die Kopräsenz – wird jeweils unterschiedlich gewertet. Mal ist es für Personen zum Lernen notwendig, dass andere Menschen als Wissensträger, als Mitlernende oder einfach als menschliche Kulisse anwesend sind, mal braucht es aber auch das Gegenteil, dass niemand anderes an diesem Ort ist, damit man sich auf das Lernen einlassen kann.

In der (temporären) Konstellation dieser Elemente entscheidet sich in Hinblick auf eine bestimmte Person und einen konkreten Gegenstand, ob ein Ort zu einem Lernort wird. Die Passung in dieser Konstellation ist aber nicht notwendigerweise dem Zufall überlassen, sondern kann mit der Absicht der Initiierung und Unterstützung von Lernprozessen auch bewusst gestaltet werden.

Werden Orte bewusst als Lernorte ausgewiesen und als solche gestaltet, spricht man von Lernorten im Sinne eines intentionalen Konzepts (vgl. Kraus 2015a). Hier steht nicht die Frage im Vordergrund, ob an einem Ort (zufäl-

lig) gelernt wird oder nicht, sondern die Absicht der Initiierung und Unterstützung von Lernprozessen. Diese ist eine pädagogische Aufgabe, die auch für eine Vermittlungstätigkeit in der Erwachsenenbildung eine wichtige Rolle spielt. Lernorte werden mit der Absicht geschaffen respektive ausgestattet, dass Lernen dort stattfindet. Die pädagogische Gestaltung geht dabei von der Antizipation des Passungsverhältnisses der vier Dimensionen in Bezug auf einen Gegenstand und Teilnehmende aus. Dabei werden – wie bei der methodischen Gestaltung der Vermittlung – generalisierende Annahmen getroffen über die Art und Weise, wie Lernprozesse für die Teilnehmenden in Bezug auf den jeweiligen Kursinhalt bestmöglich angeregt und unterstützt werden können.

Literatur

- Böhme, G. (1995): Atmosphäre. Frankfurt a.M.
 Kraus, K. (2015): Lernort. In: Dinkelaker, J.; Hippel, A. von (Hg.): Erwachsenenbildung in Grundbegriffen. Stuttgart, S. 133–138.
 Kraus, K. (2015): Orte des Lernens als temporäre Konstellationen: Ein Beitrag zur Diskussion des Lernortkonzepts. In: Bernhard, C.; Kraus, K.; Schreiber-Barsch, S.; Stang, R. (Hg.): Erwachsenenbildung und Raum: Theoretische Perspektiven – professionelles Handeln – Rahmungen des Lernens. Bielefeld, S. 41–53

Prof. Dr. Katrin Kraus ist Leiterin des Instituts Weiterbildung und Beratung an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Ihre Schwerpunktthemen sind Raumanneignung, Lernorte, Architektur und Pädagogik.

Renate Stolle

Kann man Gastfreundschaft lernen?

Aus der Arbeit einer Dozentin für Freundlichkeit

Eine schwierige Frage, aber genau diesen Auftrag bzw. diese Bitte, das Thema in einem Inhouse-Seminar zu schulen, erhalte ich immer häufiger. Die erste Frage, die ich meinen Teilnehmern/-innen in meinen Workshops stelle, ist: worauf achten Sie persönlich beim ersten Eindruck – wann ist Ihnen ein Mensch sympathisch? Wann waren Sie das letzte Mal von einem Dienstleister/Gastgeber begeistert und was genau hat Sie da begeistert?

Die Antworten kommen schnell und aus den verschiedenen Bereichen, egal ob Behörden, Tagungsstätten, Hotels, Kliniken, Arztpraxen, Kindergärten, dem Pfarramt oder Geschäften.

Wir sind schon begeistert, wenn wir einen Raum betreten und wir auf Augenhöhe – nicht im Sitzen – mit Blickkontakt, einem freundlichen Lächeln und einem Tagesgruß begrüßt werden. Wenn dann auch noch freundlich und geduldig individuell auf unsere Fragen und Wünsche eingegangen wird und wir je nach Situation – noch mit Namen angesprochen werden, sind wir vollends begeistert.

Leider sieht die Realität meistens anders aus: Betreten Sie mal ganz bewusst einen der oben beschriebenen Räume, Institutionen oder Geschäfte. Sie erhalten oft weder ein Lächeln noch einen Blickkontakt. Der Gruß kommt, wenn überhaupt, erst nachdem Sie begrüßt haben. Die Körpersprache und Gestik/Mimik signalisieren: Du störst – ich habe andere Dinge zu tun! Sie als Gast lassen aber nicht locker! Widerwillig wird kurz und knapp Auskunft erteilt – routiniert und emotionslos ... fühlen Sie sich hier wohl? Bleiben Sie hier freiwillig länger? Kommen Sie da gerne wieder hin? Denken Sie daran gehen zurück? Gastfreundschaft beginnt mit dem ersten Eindruck – er ist ent-

scheidend. Neben den Äußerlichkeiten ist das Gefühl der Wertschätzung und des gegenseitigen Respekts entscheidend – auf Augenhöhe! »Ich habe mich wohlgeföhlt« sagen wir meistens dann, wenn wir begeistert sind. Frage ich dann nach, woran es lag, sind es gerade diese »Kleinigkeiten«, die es ausmachen. Jeder nimmt es ein bisschen anders wahr, jeder gewichtet es ein bisschen anders.

Kann man Gastfreundschaft lernen? Wenn das »Leuchten in den Augen« grundsätzlich vorhanden ist, müssen Sie es nicht mehr lernen – allerdings schlummert es bei manchen Mitmenschen, und es muss erst wieder zum Leben erweckt werden, bzw. die Augen müssen zum Leuchten gebracht werden. Gastfreundschaft wieder zum Leben erwecken – darin sehe ich meine Aufgabe in meinen Workshops.

Nachdem wir über die Rolle als Gastgeber im Allgemeinen gesprochen haben, geht es dann mit dem Thema Kommunikation weiter.

Was ist Kommunikation, wie findet Sie statt? Verbal und nonverbal.

Was ist authentischer? Klar, das nonverbale. Hier wird dann erörtert: Was

drückt mein Körper, meine Gestik und meine Mimik aus, wenn ich am Empfang sitze oder stehe oder auf meine »Gäste« zugehe? »Wie wirke ich positiv?« Was muss ich tun, um positiv auf meine Mitmenschen zu wirken, bzw. was genau liest mein Gegenüber aus meiner Körpersprache?

Wie sage ich es richtig?

Und dann gibt es ja noch die Rhetorik, also der sprachliche Ausdruck. »Wie sage ich es richtig? Warum verstehen mich meine Mitmenschen häufig nicht richtig?«

Ganz einfach: weil Sie nicht Ihre Sprache sprechen! Hier versuche ich den Teilnehmern ebenfalls mit Übungen zu verdeutlichen, was es an »Störungen« in der Kommunikation gibt und wie sie es »besser« ausdrücken können. Dazu gehört auch das aktive Zuhören: Was hat mein Gegenüber gehört, habe ich es ihm so erzählt, dass er es sich auch merken konnte etc.?

Darüber hinaus erörtern wir die sogenannten »bösen Wörter« in der Kommunikation und die Kunst des Small Talks. Ich gebe ihnen konkrete Formulierungshilfen und praktische Beispiele aus ihrem Arbeitsalltag.

Jetzt wollen Sie bestimmt noch wissen, was »böse Wörter« sind? Zum Beispiel das Wort »nein« oder »man bzw. man kann«. Sprechen Sie die Mitmenschen direkt an! Statt: Kann man Gastfreundschaft lernen? Besser: »So lerne und lebe ich Gastfreundschaft.«



Mit leuchtenden Augen

Veröffentlichung über Renate Stolle (econo 12/2010)

Renate Stolle war Empfangssekretärin/Empfangschefin und Qualitätsmanagerin in mehreren Häusern der Dorint AG und ist seit 2002 selbstständige Trainerin und Referentin. Weitere Infos: www.renate-stolle.de

Linda Kaiser

Trainiert eure Herzen!

Wie die Knigge-Akademie den richtigen Umgang mit Menschen vermittelt

Ein schön gedeckter Tisch, gutes Essen, ausgewählte Weine, ein schönes Ambiente und vielleicht noch ein neues Kleid für die Dame des Hauses: Das sind die Dinge, die bei der Frage nach Gastfreundschaft als Erstes genannt werden.

Allzu gerne verlieren wir uns in der Bereitstellung von Dingen, die unsere Kompetenz und unsere Leistungsfähigkeit widerspiegeln, und vergessen dabei den wichtigsten Aspekt der Gastfreundschaft: den Gast selbst. Gastgeber sein bedeutet nicht, ein schönes und womöglich teures Essen auf den Tisch zu bringen und das Heim bestmöglich zu präsentieren. Gastgeber sein heißt, zwischenmenschliche Kontakte zu knüpfen und zu pflegen, Menschen in unserem Leben zu begrüßen, die wir kennen oder anlässlich des Treffens kennenlernen werden. Daher beginnt Gastfreundschaft nicht beim Essen, sondern immer dann, wenn ein Mensch einen anderen in dessen Lebensumfeld besucht. Das kann das Zuhause sein, häufiger ist es der Arbeitsplatz.

Die Kenntnis der Etiketteregeln ist die Grundlage des Umgangs miteinander. Für das Teilen von Tisch und Tafel gibt es zahlreiche Bücher mit Regeln und

Empfehlungen – vom Umgang mit der Serviette über die Handhabung des Bestecks bis hin zur Auswahl der Speisefolge und der Sitzordnung. Für den Empfang in den eigenen oder beruflichen vier Wänden gibt es diese Regeln und Empfehlungen ebenfalls. Allerdings werden sie in der Praxis meist als bekannt vorausgesetzt und selten überprüft.

Dass aber gerade diese Umgangsformen für das Zusammentreffen von Menschen eben nicht immer bekannt sind und selten korrekt angewendet werden, erkennen wir oftmals erst dann, wenn wir bereits mitten im Fettnäpfchen stehen. Oder daran, dass wir vor Aufregung nicht schlafen können, weil wir nicht genau wissen, wie wir mit dem Besucher umgehen sollen, der sich für den kommenden Tag angemeldet hat. Fragen wie »Wer geht auf der Treppe vor?«, »Wer betritt zuerst den Aufzug?«, »Wohin mit der Garderobe?«, »Wer stellt wen vor?« und »Was passiert, wenn das Treffen beendet ist und der Gast nach Hause möchte?« stehen plötzlich wie ein riesiger unüberwindbarer Berg vor uns.

Gutes Benehmen ist ein wichtiges Instrument des Selbstmarketings

Souveränität im Umgang erlangen Sie, indem Sie diese Regeln kennenlernen, einüben und anwenden. Insbesondere das Anwenden ist hierbei meist jedoch die schwierigste Hürde, denn dies hat etwas mit Verantwortung übernehmen und aktivem Handeln zu tun. Beides weisen wir gern von uns und delegieren diese schönsten Aufgaben im Miteinander an andere. Zeigen Sie Ihre Wertschätzung doch einmal gegenüber einem Gast, indem Sie ihn persönlich an der Eingangstür abholen, anstatt dies Ihrer Assistentin aufzutragen oder

den Gast gar alleine seinen Weg finden zu lassen. Zeigen Sie, dass Sie einen freundlichen Umgang mit Ihren Mitarbeitern führen, indem Sie lächelnd und grüßend durchs Haus gehen und anklopfen, bevor Sie ein fremdes Büro betreten. Übernehmen Sie Verantwortung und seien Sie Vorbild. Das ist das schönste Bild, das Sie als Gastgeber vermitteln können und mit dem Sie Ihrem Gast Freude bereiten und Vertrauen wecken.

Natürlichkeit und Authentizität haben Priorität

Adolph Freiherr Knigge ist der berühmte Namensgeber der bekannten Regelwerke, auch wenn er nichts mit den viel zitierten Verhaltensvorschriften zu tun hatte. Vielmehr setzte er sich für die Ideale der Aufklärung und des Humanismus ein. Seine Sendung lässt sich in einem Satz zusammenfassen: »Trainiert nicht euer Lächeln, trainiert eure Herzen!« Ehrlichkeit, Disziplin, eine positive soziale Einstellung und ethisch einwandfreies Verhalten statt formalen Perfektionismus sind die Werkzeuge, auf die wir uns verlassen sollten. In der Kultivierung unserer Aufmerksamkeit und Toleranz im Umgang miteinander liegt der Weg zum guten Gastgeber.

Die von der Knigge-Akademie zertifizierten Trainer unterstützen Sie in Ihren Seminaren dabei, Ihr Wissen um die gültigen Etiketteregeln zu überprüfen und Ihre Aufmerksamkeit im Umgang mit Menschen zu schärfen.



Adolph Freiherr Knigge

Linda Kaiser, M.A., IHK-zertifizierte Trainerin für Business Etikette, stellvertretende Vorsitzende der Deutschen-Knigge-Gesellschaft (DKG e.V.), zertifizierte Trainerin der Knigge-Akademie; Arbeitsschwerpunkt: Stil- und Imageberatung sowie Business-Etikette. Weitere Informationen unter www.lindakaiser.de und www.knigge-akademie.de.



Kompetenzen im höheren Lebensalter

Ergebnisse der Studie „Competencies in Later Life“ (CiLL)

Die Studie Competencies in Later Life (CiLL) liefert Informationen zur Kompetenz älterer Menschen auf der Grundlage einer Erweiterung der PIAAC-Erhebungen. Sie präsentiert aktuelle Daten, Analysen und qualitative Fallbeschreibungen. Es werden Ergebnisse der CiLL-Studie in Bezug auf die Lesekompetenz, alltagsmathematische Kompetenz und das technikbasierte Problemlösen vorgestellt. Kapitel zu den qualitativen Forschungen und zum Transfer der Ergebnisse in die Weiterbildungspraxis, um die Aus- und Weiterbildungssysteme den zukünftigen Anforderungen im demografischen Wandel anzupassen, runden den Band ab.



Jens Friebe, Bernhard Schmidt-Hertha,
Rudolf Tippelt (Hg.)

Kompetenzen im höheren Lebensalter

Ergebnisse der Studie
„Competencies in Later Life“ (CiLL)

DIE spezial
2014, 167 S., 39,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-5479-7
Auch als E-Book

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de



Der Sound von St. Gertrud

Klanginstallation von Sion Jeong in Köln / Kulturfenster

Sion Jeong, Media-Art-Künstlerin, die aktuell in der Kölner Kirche St. Gertrud ausstellt, ist künstlerisch von der Deutschen Romantik geprägt, obwohl in Südkorea aufgewachsen und zunächst ausgebildet. In ihren raumgreifenden Soundskulpturen »Concrescence« und »Karat« geht es nicht um physikalische Erklärungen des den Kirchenraum beherrschenden Sounds und des in er Krypra präsentierten, unerklärlichen Kristallwachstums. Die Absicht der Künstlerin zielt stattdessen auf innere Vorgänge beim Betrachter: sich mit der ganzen Innenwelt öffnen für unerwartete, unerklärliche Eindrücke, für Wandlungen von Materialien in selbsttönende Klangkörper, in wachsende Organismen. Die Reaktionen von Besucherinnen und Besuchern zeigen, dass im Kirchenraum das Konzept von Künstlerin und Organisatoren aufgeht: »Das sind die Fanfaren von Jericho! Das sind die Stimmen der Apostel an Pfingsten! Darin sehe ich das werdende Leben in meinem Schoß!« – Vielfältig sind die Reaktionen, und in allen spiegelt sich eine tiefe Berührung wider, die die Kunstwerke ausgelöst haben.

In der nördlichen Innenstadt in Köln ist es wie vielerorts: Vier Kirchen zählen zur Gemeinde St. Agnes. Die vor genau 50 Jahren eingeweihte St. Gertrud-Kirche liegt nach einem umfassenden Gentrifizierungsprozess des gesamten Agnesviertels am Rande. Schon lange finden keine regelmäßigen Gemeindegottesdienste mehr statt. Und die ukrainische Gemeinde, die hier als Gast ihre sonntäglichen Gottesdienste im byzantinisch-orthodoxen Ritus gefeiert hat, war vor einigen Wochen ebenfalls froh, als sie eine andere Kirche für sich gefunden hat.

Denn St. Gertrud ist eine besondere Kirche. Architekturstudenten reisen aus der ganzen Welt an, um sich die von Gottfried Böhm geschaffene Betonkirche im Stil des sog. Brutalismus



Installation von Sion Jeong in St. Gertrud (Köln)

anzuschauen, Experten weisen ihr eine Vorbild- bzw. Versuchsfunktion für viele weitere Kirchen, z.B. der Wallfahrtskirche in Neviges, zu. Außerdem verwechseln selbst Einheimische Sankt Gertrud bis auf den heutigen Tag mit der nur einen Steinwurf entfernten, neuen Kölner Moschee, die ebenfalls von Böhm entworfen worden ist.

Als die Gertrudgemeinde wieder mit St. Agnes verbunden wurde und Kardinal Meisner sich diversen Umwidmungsplänen entgegenstellte, blieb der Gemeinde nur eins: das lange bestehende kulturelle Engagement auf die Kirche an der Krefelder Straße, nahe dem Kölner Mediapark, auszudehnen.

kirche + kultur

Seit fünf Jahren bemüht sich nun die ehrenamtliche Initiative »sankt gertrud: kirche + kultur« um ein breites Programm an Ausstellungen, Theater-, Tanz- und Musikaufführungen. Der Raum bestimmt die Programmatik: Jede Kunst hat sich der herausfordernden, extremen Architektur auszusetzen. Die Dignität des weiterhin sa-

kralen Raumes ist gleichwohl von allen Akteuren zu achten. Die Initiative beruft sich auf Johannes Paul II., nach dem die Kirche »die Werke der Kunst als Stimme der universalen Erlösungserwartung« begreift. Daher die Motivation, denn sowohl die Kunst als auch die Kirche verleihen der Suche nach dem letztlich Undarstellbaren Ausdruck. Und gerade die zeitgenössische Kunst eröffnet Räume auf das ganz andere hin, gerade in den Werken, denen eine Überschneidung von religiöser und künstlerisch-ästhetischer Transzendenz innewohnt. »kirche + kultur« wird in Sankt Gertrud als Dialogprogramm verstanden. Anders als in Museen, in Kunsthallen oder in Galerien geht es bei jedem Angebot darum, Menschen mit den Kreativen und Künstlern, aber auch untereinander ins Gespräch zu bringen. Wenn es dabei um die Anleitung der Wahrnehmung, um das Verständnis von Positionen oder um die Toleranz gegenüber Irritationen, Unverständlichem, Fremdem geht, werden – ganz im Sinne eines kulturellen Bildungsauftrages – Kunst, Gesellschaft, Religion wieder näher zusammengeführt – mit gegenseitigem Respekt vor den grundsätzlichen Unterschieden.

Sion Jeongs Ausstellung »Ex Trance« stellt den Betrachter vor philosophische Experimente, die auffordern, sich den Kunstwerken zu öffnen und dabei die Unbedingtheit, die Authentizität, das geistige Ringen um letzte Fragen zu erschließen, die sie in ihrer je eigenen Formensprache verkörpern.

Was in der Verwaltungssprache nüchtern als »Nutzungserweiterung« eines Sakralbaues beschrieben wird, stellt sich für die Pastoral in der Begegnung mit Menschen, von denen viele zum ersten Mal eine Kirche betreten, als eine große Bereicherung dar. Für die Theologie ist es die Chance, den Dialog mit der zeitgenössischen Kunst zu führen und in den Künstlern die neuen Propheten zu finden, wie es der neue Kölner Kardinal Woelki vor wenigen Monaten anlässlich des Aschermittwochs der Künstler formuliert hat.

Weitere Informationen: www.sionjeong.com, www.st-agnes.de (Newsletter).

Kurt Koddenberg

Praxishilfen und Publikationen

Zum Thema

Ratgeber, wie man Kunden so glücklich machen kann, dass sie das Produkt auch (immer wieder) kaufen, gibt es genügend auf dem Markt. Eine Neuerscheinung stammt vom Unternehmensberater Edgar K. Geffroy, der einem auf dem Titel ganz marketinggerecht freundlich und souverän zugleich zulächelt. **Herzenssache Kunde. Die sieben Schlüssel zu einzigartigem Kundenerfolg mit Clienting** verspricht sein neues Buch aus dem Redline Verlag



(2015, 239 S., 19,99 Euro). Die sieben hier verraten und lauten: 1. Partner statt Kunde, 2. Individualität statt Masse, 3. Marktplätze statt Vertriebswege, 4. Beziehungen statt Verkaufstechniken, 5. Verblüffung statt Zufriedenheit, 6. Fähigkeiten statt Produkte und 7. Helfen statt dienen. Einen ähnlichen Ansatz hat auch das Buch **Customer Strategy. Aus Kundensicht denken und handeln** (Haufe-Lexware 2014, 304 S., 39,95 Euro, siehe Rezension in diesem Heft). Zu diesem Genre gehört ebenfalls das Taschenbuch von Alexander Haubrock **Der Mythos vom König Kunde**, das jetzt in der 4. Auflage erschienen ist (Springer Gabler, 124 S., 22,99 Euro).

An weit mehr als nur Konsumwünsche richtet sich die Gastfreundschaft, die zu den ureigensten menschlichen Eigenschaften zählen dürfte. Mit ihrer Geschichte beschäftigt sich das Buch **Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft: Praktiken, Perspektiven und Normen von Gelehrten**



von Gabriele Jancke (V&R Unipress 2013, 576 S., 77,99 Euro), laut Klappentext »die erste Monographie über frühneuzeitliche Gastfreundschaft

im deutschsprachigen Raum«. Im Fokus steht die soziale Gruppe der Gelehrten mit ihren Praktiken und Perspektiven. Gastlichkeit war für die Gelehrten zentral, weil sie Möglichkeiten zur Geselligkeit bot und zugleich ein Schnittpunkt sozialer, religiöser und rechtlicher Normen war. Als Zentrum von Vergesellschaftung verstanden, zog sie die Aufmerksamkeit der Gelehrten auch für deren professionelle Normenfindungsbemühungen als Theologen, Juristen, Lehrer und Berater auf sich. Gastfreundschaft ist ein häufiges Motiv in der Bibel und fest verankert im christlichen Glauben. Das Büchlein **Platz ist in der kleinsten Hütte. Vom Segen der Gastfreundschaft** ist eine Publikation der Bibeltreuen Christen von Alexander Strauch (Christliche Verlagsgesellschaft 2015, 122 S., 8,90 Euro) und insofern interessant, weil hier viele Stellen aus der Bibel zusammengeführt sind, die sich auf die Gastfreundschaft beziehen.

Auch Luther war ja für seine Gastlichkeit bekannt. **Gastfreundschaft statt Ökumene: Ein katholisches Plädoyer zum Reformationsjubiläum** ist der Titel des Buches des katholischen Theologen Theodor Pindl (Fromme Verlag, 224 S., 39,80 Euro), Leiter des Bildungshauses »Maximilian Kolbe« im Kloster Reute bei Bad Waldsee, Ravensburg. Sein – kritisches – Credo: Angesichts des bevorstehenden Reformationsjubiläums

2017 ist ein Perspektivenwechsel in der Ökumene nötig. Das Zukunftsprojekt der Kirchen heißt Gastfreundschaft als gelebte Praxis in all ihren Bereichen, auch in der Eucharistiefeier. Erst in der uneingeschränkten Gastfreundschaft, die der Autor »die Ökumene der kleinen Leute« nennt, komme die Ökumene zu sich selbst. Rückt Gastfreundschaft als durchgängiges Leitmotiv in den Fokus der ökumenischen Bemühungen, würden auch Glaubwürdigkeit und Handlungsfähigkeit der Kirchen gestärkt.

Aktuelle Neuerscheinungen

EB-Autor Marius Stelzer (siehe Beitrag in diesem Heft) hat seine Dissertation **Wie lernen Seelsorger? Milieuspezifische Weiterbildung als strategisches Instrument kirchlicher Personalentwicklung** im Echter-Verlag veröffentlicht (395 S., 39 Euro). Laut Werbetext die erste Milieustudie, die Seelsorger und deren Weiterbildungsverhalten in den Blick nimmt. Beim W. Bertelsmann Verlag ist die Studie **Erwachsenenbildung und Kurse zum Glauben. Angebotserhebung und -analyse in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg** von Lena Wolking und Friedrich Schweitzer (2015, 169 S., 39,90 Euro) erschienen. Neben der Auswertung der Kurse wird diskutiert, inwieweit die anvisierten Zielgruppen der Kursangebote mit den tatsächlich Teilnehmenden übereinstimmen. In der Reihe »Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung« ist im selben Verlag das Buch **Erwachsenenbildung und Raum.**



Theoretische Perspektiven – professionelles Handeln – Rahmungen des Lernens auf den Markt gekommen. Mitherausgeberin ist Katrin Kraus, die ebenfalls in dieser Ausgabe der EB einen Artikel veröffentlicht hat. Weitere Herausgeber sind Christian Bernhard, Silke Schreiber-Barsch und Richard Stang (2015, 235 S., 34,90 Euro).

Michael Sommer

Internetrecherche

Haubitzen erhalten die Freundschaft

»Das Ausspähen von Freunden geht gar nicht!« Dieser Spruch von Angela Merkel ist mittlerweile ein Bonmot geworden. Whistleblower Edward Snowden hat mit seinen Enthüllungen aufgedeckt, wie sehr sich Freunde bemühen, sich gegenseitig besser kennenzulernen. Im Snowden Surveillance Archive »<https://snowdenarchive.cjfe.org>« sind alle bisherigen 400 Veröffentlichungen von Journalisten, die im Snowden-Material recherchiert haben, dokumentiert. Ein Muss ist der Blick in »The Intercept«, eine unabhängige journalistische Plattform. Sie wurde vom britischen Journalisten Glenn Greenwald gegründet, der Zugang zu den Dokumenten Snowdens hat und die ersten Enthüllungen 2013 veröffentlichen konnte (<https://firstlook.org/theintercept>). Ähnlich arbeitet auch das neue Journalistenbüro »Correctiv« in Essen (www.correctiv.org, siehe die Rezension »Weiße Wölfe« in diesem Heft).

FinSpy

Wer sich vor einem Besuch bei Freunden mehr über die Gastgeber informieren möchte, der kann bei der britisch-deutschen Firma »Gamma International GmbH« in München nachfragen (www.finfisher.com). Die 80 Mitarbeitenden programmierten den Trojaner FinSpy, mit dem sich Handys, Telefone oder Computer abhören lassen. Kunden können nur Geheimdienste und (befreundete?) Staaten sein. Deutschland sichert den Export der FinSpy-Produkte mit Hermes-Bürgschaften ab und hat sich 2013 auch ein FinSpy-Paket für 147.000 Euro gegönnt. Zu den Nutzern gehört das Regime von Bahrain, das das Programm zur Überwachung Oppositioneller einsetzt. Auf Wikileaks können zahlreiche Dokumente und Anwendungssoftware rund um den Staats-trojaner eingesehen werden (www.wikileaks.org/spyfiles4), darunter auch z.B. Serviceanfragen und Beschwerden,

wenn mal wieder etwas nicht funktioniert hat mit dem Abhören.

Auf Wikileaks lässt sich sowieso viel Interessantes herausfinden, was die lieben Freunde so treiben. Schön ist ein Blick in die geheimen Protokolle des NSA-Untersuchungsausschusses, um mal ein Gefühl für den Jargon und die Arbeitsweise der befragten Geheimdienstler zu erhalten. Bemerkenswert sind die »Syria files« mit zwei Millionen Mails von syrischen Offiziellen (<https://wikileaks.org/syria-files>), die noch ausgewertet werden sollen. In dem Datenpool finden sich auch viele Mails von und für deutsche Institutionen wie z.B. der GTZ/GIZ, InWEnt, der Kreditanstalt für Wiederaufbau oder Universitäten. Eine andere lesenswerte Plattform ist Leaksource (<http://leaksource.info>), wo z.B. der sehr spezielle Umgang des IS mit anderen Menschen detailliert dokumentiert ist.

Waffenhandel

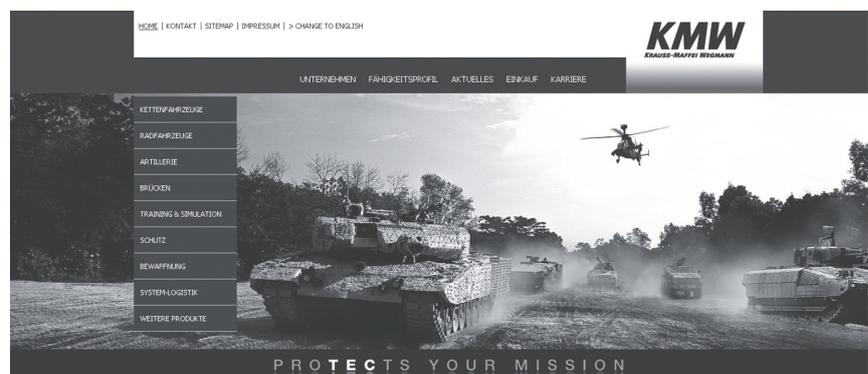
Ein wichtiger Aspekt guter Freundschaft ist der Waffenhandel. Rund 135 Länder sind Kunden der deutschen Rüstungsindustrie. Auf www.waffenexporte.org sind fein säuberlich alle genehmigten Exporte aufgelistet, etwa allein in den Jahren 2013–2014 für unglaubliche 688 Millionen an den fußballverrückten Wüstenstaat Katar (siehe dazu auch <http://aufschrei-waffenhandel.de>).

In puncto Freunde ist es vielleicht gut zu wissen, dass Griechenland seine heutige finanziell angespannte Situation auch seinem großen Interesse an deutschen Waffen zu verdanken hat: Für

2.380.733.977 Euro hat das arme Land seit 2000 Kriegsgerät allein in Deutschland eingekauft, darunter insgesamt 521 (!) Leopard-Panzer. Wer soll Griechenland angreifen? Die Türkei? Man ahnt es schon, die haben im selben Zeitraum fast für die gleiche Summe in Deutschland eingekauft, darunter 339 der beliebten Panzer.

Wer Spaß am aktuellen, weltweiten Waffenhandel hat, für den lohnt sich ein Blick auf www.fas.org/sgp/crs/weapons, ein Angebot der Federation of American Scientists, die sich intensiv mit derlei Themen auseinandersetzt. Man kann sich da in die nicht gerade rühmliche Rolle europäischer Länder beim Verkauf von Waffen in Entwicklungsländer hineinverfolgen oder ganz aktuell über das »Navy Aegis Ballistic Missile Defense (BMD)« lesen, in dessen Rahmen auch Systeme entwickelt werden, um Satelliten abzuschießen. Das sich das Kriegsgerät sinnvoll einsetzen lässt, zeigt ein Blick auf die Seite des US-Verteidigungsministeriums. Auf www.defense.gov/home/features/2014/0814_iraq/Airstrikes6.html sind minutiös alle Einsätze der Operation Inherent Resolve aufgeführt. Fünf Einsätze in Syrien und zwölf im Irak meldet die offizielle Plattform des US-Verteidigungsministeriums im Kampf gegen den IS an einem normalen Arbeitstag wie dem 30. Juni. Resultat: die Zerstörung von einem Maschinengewehr, zwei Mörsern, neun Autos, vier »taktischen Einheiten«, drei Kampfpositionen und einem Waffenlager. Da hat sich der Einsatz ja gelohnt.

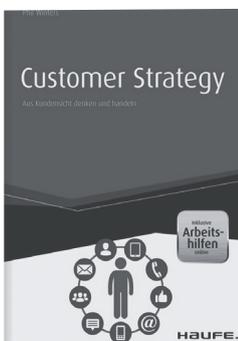
Michael Sommer



Ein schönes Mitbringsel für gute Freunde: Kampfpanzer von Krauss-Maffei Wegmann

Rezensionen

Kundenorientierung



Phil Winters
Customer Strategy. Aus Kundensicht denken und handeln
 Freiburg, München (Haufe) 2014,
 304 S., 39,95 Euro
 Mit Online-Arbeitshilfen

Sich um den »Kunden« zu kümmern ist nicht nur eine Selbstverständlichkeit, es ist auch ein strategisches Ziel für wirtschaftlich tätige Organi-

sationen. Bildungseinrichtungen, die sich auf dem freien Markt bewegen, sollten ebenso ihre Kunden im Blick haben wie rein öffentlich geförderte Institutionen. Eine »Customer Strategy«, wie der Titel des vorliegenden Buches lautet, ist darum sinnreich und notwendig, selbst wenn der Titel zunächst nach einem üblichen Marketing-Ratgeber klingt. Der Grundgedanke des in dem Buch vorgestellten Ansatzes ist es, so weit wie möglich die Kundenperspektive einzunehmen. Es soll nicht die Frage »Was wollen wir als Firma/Institution?« im Mittelpunkt stehen, sondern »Was will der Kunde?« oder besser »Wie verhält sich der Kunde?«. Der Autor Phil Winters ist ein in der Business-Szene gekannter und gefragter Experte aus Heidelberg, wenn es um Kundenorientierung geht. Kern seines Konzeptes ist die IMPACT-Methode, nach der die Firmen und Institutionen ihr eigenes Engagement festlegen können, wie und wo sie auf den Entscheidungsprozess der Kunden Einfluss nehmen (können), was relevant ist und wo es sich lohnt, sich besonders zu engagieren. IMPACT steht für Ignore, Monitor, Participate, Activate und Control. Der Kunde kommt in »Touchpoints« mit der Firma in Kontakt und durchläuft einen Entscheidungszyklus – vom unbestimmten Bedürfnis bis zum Kauf und zur Weiterempfehlung. Der Anbieter von Waren oder Dienstleistungen soll diesen Entscheidungsweg möglichst genau analysieren und dann eine IMPACT-Strategie entwickeln, wie der Kontakt möglichst erfolgreich verlaufen kann. Eine typische Fragestellung ist etwa, ob man Internet-Suchmaschinen als Touchpoints ignoriert (Ignore), das Suchverhalten beobachtet (Monitor), versucht, mit einer bestimmten Onlinestrategie die Ergebnislisten zu beeinflussen (Participate), oder dort Anzeigen schaltet (Activate). Ein kontrollierter Touchpoint (Control) wäre dann die eigene Homepage.

Das Buch vermittelt diesen Ansatz in anschaulicher und verständlicher Weise. Viele Beispiele aus der langen Beratertätigkeit von Phil Winters illustrieren die Vorgehensweise. Er bezieht sich dabei nicht nur auf das Big Business, sondern auch auf kleinere und mittlere Unternehmen (KMU) und Nichtregierungsorganisationen. Sein Credo ist, die traditionelle Marketingdenke mit ihren Begriffen und Standards möglichst zu umgehen (so findet sich das Wort »Marketing« so gut wie gar nicht in dem Buch) und sich ganz von der institutionellen Sicht zu lösen. Für Bildungseinrichtungen scheint dieses Vorgehen radikal zu sein, denn viele verfolgen einen wert- oder zielorientierten Ansatz. Wer

versucht, mit Bildungsarbeit gegen Rassismus und für Demokratie anzukämpfen, der will sicher nicht nur Kundenbedürfnisse befriedigen (und damit Geld verdienen). Die in dem Buch vorgestellte Technik der Analyse und Strategieentwicklung kann aber ein erfolgreiches Handeln auch im Feld der Bildung unterstützen, auch wenn manche Kapitel, wie etwa das über »Big Data«, für den Sektor der Erwachsenenbildung weniger relevant sind. Der Blick in diese Welt lohnt sich dennoch.

Michael Sommer

Höflichkeit



Hubert Christian Ehalt,
 Asfa-Wossen Asserate, Stéphane
 Gompertz, Julya Rabinowich,
 Kathrin Röggla

Höflichkeit heute. Zwischen Manieren, Korrektheit und Respekt
 Wien (Picus) 2015, Wiener
 Vorlesungen Band 175, 80 S.,
 6,99 Euro

Das höfliche Benehmen ist eine wichtige gesellschaftliche Verhaltensnorm, ohne die ein geregeltes Zusammenleben kaum möglich wäre. Schon die alten Ägypter legten größten Wert auf einen respektvollen Umgang miteinander. Mittlerweile gibt es sogar differenzierte Höflichkeitsformen bei der Nutzung des Internets. Selbst Papst Franziskus hat auf einer Generalaudienz im Mai dieses Jahres auf die Bedeutung von Höflichkeit hingewiesen: »Bitte«, »Danke« und »Entschuldigung« sind nach seiner Auffassung Schlüsselwörter für eine glückliche Familie. »Diese drei Worte ebnen den Weg für ein gutes und schönes Familienleben«, sagte der Papst. In Österreich, einer »Hochburg« der guten Umgangsformen, ist jetzt aktuell der kleine Band »Höflichkeit heute. Zwischen Manieren, Korrektheit und Respekt« erschienen. Er gibt Vorträge und ein Podiumsgespräch zu diesem Thema wieder, gehalten im Wiener Rathaus. Die fünf Beiträge sind zwar keine komplette Betrachtung des Phänomens, geben aber sehr authentisch und in wunderbar typisch österreichischer Manier wieder, was Höflichkeit meint, welche auch individuell unterschiedliche Auffassungen und Herangehensweisen es gibt. Kunstprofessor und Sozialgeschichtler Hubert Christian Ehalt legt die kulturgeschichtliche Entwicklung dar, verweist auf die Rolle des Christentums mit dem »Letzten Abendmahl« als Bild für Gastfreundschaft, die Entwicklung von Disziplin im Prozess der Zivilisation nach Norbert Elias, die Bedeutung von Privatheit und dem Öffentlichen, die Diskussion um traditionsgebundene Höflichkeitsformen und -floskeln als Verhaltenskorsett.

Stéphane Gompertz ist Diplomat und war Botschafter Frankreichs in Österreich. In dieser Eigenschaft ist es kein Wunder, dass er Höflichkeitsrituale als festes Kulturgut ansieht, das vor allem dazu dient, seinem Gegenüber Respekt zu erweisen. Angemessene Kleidung, Zurückhaltung und Aufmerksamkeit,

das Grüßen sind keine hohlen Protokollverpflichtungen, sondern bezeugen, dass man den anderen achtet. Der Autor Asfa-Wossen Asserate (»Draußen nur Kännchen«, 2010, »Manieren«, 2003) sieht in den ständig vom Verfall bedrohten »guten Sitten« nicht nur Respekt gegenüber anderen, sondern auch eine ästhetische Dimension. Der Untergang der Religion, die Globalisierung und die Beschleunigung sind für ihn wesentliche Gefahrenherde für eine Veränderung der guten Sitten. Auch die zwei letzten Beiträge, ein Text der Schriftstellerin Kathrin Röggla und die Wiedergabe eines Podiumsgesprächs, machen klar, dass Höflichkeit ein Muss auch in der modernen Gesellschaft ist.

Michael Sommer

Inklusion

Suitbert Cechura

Inklusion: Die Gleichbehandlung Ungleicher – Kritische Anmerkungen zur aktuellen Inklusionsdebatte. Recht zur Teilhabe an der Konkurrenz

Münster (MV-Wissenschaft) 2015, 226 S., 14,20 Euro

Uwe Becker

Die Inklusionslüge – Behinderung im flexiblen Kapitalismus

Bielefeld (Transcript) 2015, 208 S., 19,99 Euro

Inklusive Pädagogik gilt heute, wie Andrea Hoffmeier im einschlägigen Schwerpunktheft von EB (4/11) schrieb, als »Leitidee eines gemeinsamen Lernens aller Menschen«. Seit der Verabschiedung der UN-Konvention über die Rechte behinderter Menschen, die 2008 in Kraft trat und auch von der Bundesrepublik ratifiziert wurde, fungiert Inklusion als Prüfstein dafür, wie man zu Menschen mit Behinderung steht. Darüber hinaus hat sich Inklusion als neues Paradigma in Bildungsarbeit, Jugendhilfe oder Sozialer Arbeit etabliert, ja als gesellschaftliches Ideal, das den Mechanismen von Ausgrenzung und Marginalisierung entgegeng gehalten wird. Zwar gibt es vielfältige Unzufriedenheit mit der Umsetzung; auch in EB (im Beitrag von Eduard J. Ditschek) war davon die Rede, dass der »Leitwert Inklusion« für die Erwachsenenbildung zur »Bürde« werden könnte. Doch was fehlt, ist eine ernst zu nehmende kritische Auseinandersetzung mit dem Paradigma selbst und mit seiner Idealisierung der eingeleiteten Maßnahmen. Heute verbietet sich geradezu die Frage danach, schreibt Suitbert Cechura in seiner neuen Studie, »was Inklusion bedeutet bzw. wer welche Interessen mit diesem Stichwort verfolgt«.

An dieser Stelle wollen die angezeigten Neuerscheinungen – beide übrigens aus Lehrtätigkeit an der Evangelischen Fachhochschule Bochum hervorgegangen – ansetzen, wobei sie unterschiedliche Wege einschlagen. Cechura stellt Inklusion selber auf den Prüfstand und bietet dazu eine systematische Abhandlung, die einleitend auf den zugrunde liegenden »Integrations- und Inklusionsidealismus« eingeht und dann die Rolle der Behindertenkonvention erläutert. Dem folgt eine kurz

gefasste Geschichte staatlicher Behindertenpolitik, die von den vorbürgerlichen Zeiten über die »Krüppelfürsorge« im aufkommenden Kapitalismus bis zur Ratifizierung der UN-Konvention in der BRD reicht und auch einen Überblick zur Behindertenpolitik in Nazi-Deutschland oder in der DDR beisteuert. Das umfangreichste Kapitel ist der konkreten Umsetzung der Konvention im Rahmen der deutschen Sozialpolitik gewidmet, also den Förder- und Betreuungsmaßnahmen, die die »Teilhabe an der kapitalistischen Konkurrenz« gewährleisten sollen. Das Schlusskapitel widmet sich der Begleitung der Reformen durch Staat und Öffentlichkeit, wobei auch die Diskurse in Wissenschaft und Verbänden thematisiert werden.

Cechura bestreitet die These vom Paradigmenwechsel. Er sieht im Inklusionsprogramm eine Fortschreibung der bisherigen Betreuungspraxis, die sich um die Funktionalität aller Gesellschaftsmitglieder kümmert – gerade auch derjenigen, die mit einem Handicap, einer ererbten oder erworbenen Benachteiligung in die Konkurrenz des Bildungs- und Beschäftigungssystems eintreten. Dass behinderten Menschen jetzt mit einer eigenen UN-Deklaration der volle Menschenrechtsstatus zugesprochen wird, hält Cechura für keinen Fortschritt. Dieser reichlich spät entdeckte Anerkennungsbedarf sei verräterisch. Hier werde eine Gemeinschaftsideologie in Umlauf gebracht, die die gesellschaftlichen Gegensätze ausblende. Cechuras Hauptteil erläutert minutiös, was das Programm in der Praxis bedeutet: Es soll im Blick auf Kosten und Output der einschlägigen Betreuungs- und Fördermaßnahmen eine Effektivierung erbringen, indem die Betroffenen neu ins Visier genommen werden, nämlich als auf Eigenverantwortung und Selbststeuerung verpflichtete Konkurrenzsubjekte. Sie müssten jetzt als »Kunden« sozialer Dienstleistungen oder Verwalter eines »Persönlichen Budgets« ihre eigene Lebensführung sicherstellen.

Menschen mit Behinderung werden so in der Tat aufgewertet. Die Sozialpolitik erkennt ihre Autonomie an, macht also den Einzelnen für das Durchhalten im Daseinskampf verantwortlich und will erst im Zuge dieser Bewährungsprobe ermitteln, wo zusätzliche Unterstützungsmaßnahmen notwendig werden. Cechura greift die Kritik an den Sparmaßnahmen der Sozialpolitik auf – die in Beckers Buch ebenfalls eine herausragende Rolle spielt –, gibt ihr aber eine andere Stoßrichtung. Er sieht hier kein Versagen der Politik, die ihrem selbst gesetzten Anspruch nicht gerecht werde und rücksichtslos an der Wohlfahrt spare. Er stellt vielmehr die neue Praxis in den Kontext der sozialstaatlichen Logik, die ja von vornherein und prinzipiell darauf zielt, die breite Masse, die in der Konkurrenz erfolglos bleibt und deren Wechselfällen ausgesetzt ist, auf das Aushalten der unhaltbaren Bedingungen zu verpflichten. Und auch bei härtester individueller Beeinträchtigung – das dokumentiert das Schlagwort »Inklusion« – wird der Einzelne nicht aus dieser Pflicht entlassen.

Beckers Studie stimmt einerseits in vielen Punkten mit Cechuras Argumentation überein. Sie setzt ebenfalls bei dem fast »sakralen« Charakter an, mit dem das Inklusionsparadigma in Politik und Öffentlichkeit verhandelt wird, und widmet sich der »kritischen Analyse einer gesellschaftlichen Utopie, die gegenwärtig unter dem Begriff »Inklusion« firmiert«. Welchen

Gehalt dieses Konzept hat, wie die bildungs- und sozialpolitischen Weichenstellungen »das utopische Gelände abstecken, einzäunen und letztlich kontrollieren«, entwickelt Becker in den ersten Kapiteln. Im Hauptteil geht es darum, wie der neue politische Anspruch auf den »Raum der Erwerbsarbeit« und den »Raum der Bildung« sowie die dort herrschende Konkurrenz bezogen wird. Denn, so der Autor, »ohne eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Mechanismen der Ausgrenzung arbeitet die Inklusionsdebatte den bestehenden ordnungspolitischen Kräften legitimatorisch zu.«

Andererseits argumentieren beide Publikationen gegensätzlich. Becker will nämlich die von der Politik vereinnahmte und funktional gemachte Utopie retten. Sie sei zwar das interessierte Werk der Politik, das den heute angesagten Sparkurs im Bereich des Sozialen steuere und begleite – dies gerade auch im Blick auf die neuesten weltwirtschaftlichen Krisentendenzen, die die politisch Verantwortlichen zu einer Absicherung der »insgesamt neoliberal ausgerichteten Ökonomie« herausforderten. Aber sie beinhalte ein Potenzial, das über diese Leistungen hinausgehe oder -weise. Das Inklusionsprojekt »revolviert recht verstanden«, wie Becker in den Schlusskapiteln darlegt, gegen die »machtvolle Zentrallogik der ökonomischen Verwertung«. Dieses Verständnis trägt an das politisch betriebene Projekt allerdings eine alternative Interpretation heran. Becker ist sich jedenfalls im Klaren darüber, dass die Konsequenzen, die er zieht, »nicht ganz im Sinne aller sind, die jetzt so beherzt das Wort Inklusion im Munde führen«.

Johannes Schillo

Kompetenzen im höheren Lebensalter



Jens Friebe, Bernhard Schmidt-Hertha, Rudolf Tippelt (Hrsg.)
Kompetenzen im höheren Lebensalter. Die Ergebnisse der Studie »Competencies in Later Life« (CiLL)

Bielefeld (WBV, DIE Spezial) 2014, 181 S., 39,90 Euro

Das Thema einer aktiven Lebensgestaltung im Alter und die Frage, was

Bildung dabei leisten kann, ist angesichts des demografischen Wandels von größter Bedeutung. Die alternde Gesellschaft bringt einen Zuwachs an Lebenserwartung bei einer guten Gesundheit. Damit werden für ältere Menschen die Gestaltung der nachberuflichen Lebensphase und die Bewältigung altersbezogener Entwicklungsaufgaben wichtiger. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Strukturveränderungen und Modernisierungstrends und der Anforderungen, die eine Gesellschaft des »langen Lebens« für Gesellschaft und Wirtschaft, für Sozial- und Gesundheitssystem bedeutet, rückt das Thema der Kompetenzentwicklung bis ins hohe Alter ins Zentrum der öffentlichen Diskussion. Denn das Verfügen über »Grundkompetenzen«

(PIAAC) ist eine Voraussetzung für eine erfolgreiche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben auch im Alter. Aktivität, Partizipation und eine selbstständige Lebensführung im Alter erhöhen das subjektive Wohlbefinden und die Lebenszufriedenheit.

Im demografischen Wandel entstehen für ältere Menschen neue Rollen, deren Übernahme den Einsatz vorhandener und neuer Kompetenzen erfordert. Der Erwachsenen- und Weiterbildung werden im Blick auf den Kompetenzaufbau und -erhalt neue Aufgaben zugewiesen. Auch der Sechste Bericht zur Lage der älteren Generation (BMFSFJ, 2010) verweist darauf, dass der Erwerb von Kompetenzen die zentrale Aufgabe der Bildung im Alter sei.

Die CiLL-Studie (2012–2014), die von Jens Friebe, Bernhard Schmidt-Hertha und Rudolf Tippelt federführend durchgeführt wurde, untersucht die Alltagskompetenz älterer Menschen. Sie schließt sich an die internationale Kompetenzerhebung PIAAC der OECD an, durchgeführt in 25 Ländern, die die grundlegenden Kompetenzen von Erwachsenen im Alter von 16 bis 65 Jahren erfasst hatte, und zwar in den Bereichen Lesen, Alltagsmathematik und Problemlösen in einer technologiebasierten Umwelt. Die der anwendungsorientierten Grundlagenforschung zuzuordnende CiLL-Studie, die nur in Deutschland durchgeführt wurde, erweitert die Befragtengruppe um Menschen zwischen 66 und 80 Jahren. Befragt wurden 1.300 Personen.

Die Kompetenzmessung erfolgte mit dem gleichen Instrumentarium wie bei PIAAC, aber neben den quantitativen Kompetenztests wurden auch qualitative Fallstudien durchgeführt. Das Untersuchungsdesign trug der Tatsache Rechnung, dass der eher auf Fachkompetenz zielende Kompetenzbegriff der PIAAC-Studie für die nachberufliche Lebensphase zu kurz greift. In dieser Lebensphase sind überfachliche und alltagsbezogene Kompetenzen wichtiger (S. 13 ff.), wozu Sozialkompetenz, Lernkompetenz und Lerntransfer und Handlungskompetenz gehören.

Die Fallstudien wurden auf der Basis von Expertengesprächen und von Einzel- und Gruppeninterviews erstellt. Für die Einzel- und Gruppeninterviews wurden vier Fokusgruppen aus besonderen sozialen Kontexten ausgewählt: Erwerbstätige über 66 Jahre, Migranten/-innen, pflegende Angehörige und Ältere Menschen im Ehrenamt.

Diese Fragestellungen sollten in der CiLL-Studie beantwortet werden: (1) Über welche Kompetenzen verfügen die Menschen der Altersgruppe 66–80 Jahre in Deutschland? (2) Welches sind die Anforderungen, die ältere Menschen im Alltag bewältigen müssen (S. 24)? Auf Basis der qualitativen und quantitativen Daten und ihrer Interpretation werden Aussagen zum Bildungsbedarf und den Möglichkeiten der Kompetenzförderung der genannten Zielgruppe gemacht.

Ein Vergleich der Ergebnisse von PIAAC und CiLL zeigt, dass die Älteren gegenüber den Jüngeren geringere Kompetenzwerte (Niveau I oder niedriger) zeigen, was auch als Kohorten- und Generationeneffekt angesichts der Bildungssituation in der Nachkriegszeit und in den 1950er-Jahren und der Bildungsexpansion ab den 1970er-Jahren interpretiert werden kann. Insgesamt besteht bei der Altersgruppe ein deutlicher Bedarf im Blick auf Kompetenzentwicklung in den Bereichen Lesen,

Alltagsmathematik und technologieorientiertes Problemlösen. Zu beobachten ist weiterhin, dass das Kompetenzniveau im Alter noch den Bildungshintergrund des Elternhauses spiegelt und von der vorgängigen Bildungsbiografie bestimmt ist. Ebenso prägend sind Erwerbsbiografie und Teilnahme an Weiterbildungen. Letztere korrelieren mit höheren Kompetenzwerten. Die Relevanz der eigenen Biografie und des eigenen Lebens- und Lernkontextes nimmt im Alter zu. Weiter zeigt die Studie, dass die Älteren eine »Zielgruppe« von sehr großer Heterogenität sind.

Diese Befunde münden in verschiedenen Empfehlungen zur Kompetenzförderung (S. 158 ff.): Es besteht ein Bedarf hinsichtlich der Vermittlung von »Grundkompetenzen«, die zu einer Teilhabe am politischen, am sozialen und am ökonomischen Leben befähigen. Und es ist wichtig, Grundbildungsangebote in allen Bereichen (Lesefähigkeit, Alltagsmathematik und technologiebasiertes Problemlösen) zu machen. Auch für die Personen der Kompetenzstufen II und III, die zur gesellschaftlichen Mitte gehören, sind »erweiterte Grundbildungsangebote« im Blick auf die Mitwirkungserfordernisse in der Wissens- und Zivilgesellschaft nötig. Die Studie fordert, Weiterbildungsangebote nicht ausschließlich auf »Problemgruppen« und Gruppen mit basalen Defiziten zu fokussieren.

Für Migrantinnen und Migranten sind auch im Alter Sprach- und Integrationskurse sowie ein differenziertes Bildungsangebot vorzuhalten.

Die Kompetenzförderung Älterer erfordert eine Vernetzung verschiedener pädagogischer Institutionen und Kooperationsprojekte. Nötig sind multiprofessionelle Teams und unterschiedliche Lernorte, wobei die Nähe zum Lebensumfeld und Quartier wichtig ist.

Die Kompetenzentwicklung braucht intergenerative Konzepte, um einen Austausch zwischen Jüngeren und Älteren zu gewährleisten. Personen der Kompetenzstufe I und darunter würden von einer fokussierten inklusiven Weiterbildung profitieren.

Die Interpretation der Daten bildete die Grundlage für eine breite Reflexion der Herausforderungen, denen sich Weiterbildungspraxis gegenübersteht.

Diskutiert werden in der Auswertung die Fragen nach den didaktischen Implikationen und einer »alterssensiblen Didaktik« (S. 161). Relevante Themen, die in diesem Zusammenhang beleuchtet werden, sind: Lebensweltbezug, induktives und fallbezogenes Lernen, informelles Lernen, intergenerationelle Lernkontexte. Transfer- und konzeptionelle Aufgaben stellen sich weiterhin im Blick auf Lernanlässe, Lernstrategien, Lernstypen und Lernstile, die Frage nach dem Selbstlernen von Älteren und die Bedeutung des personenbezogenen Lernens bei Älteren. Mit der Vorlage der Studie stellt sich die Aufgabe der Implementierung wirksamer Handlungskonzepte in den pädagogischen Arbeitsbereichen. Sie ist ein wichtiger Beitrag zur Professionsentwicklung, für die Bildungsplanung und die Gestaltung von Weiterbildungsangeboten für eine alternde Gesellschaft.

Petra Herre

Reformation und Kunst



Sonja Poppe

Bibel und Bild. Die Cranachschule als Malwerkstatt der Reformation

Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt) 2014, 119 S., 18,80 Euro

Die Reformationsdekade in Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 nimmt im Jahr 2015 die Reformation als Medienereignis in den Blick. Bild und Bibel sind die beiden zentralen Kommunikationsmittel der Reformation, die maßgeblich zu deren Erfolg beigetragen haben. Die Bildersprache der Reformation hat außer in der Druckgrafik besonders in den Werken der Cranachschule ihren Ausdruck gefunden. Vater und Sohn Cranach rücken ins Zentrum der Aufmerksamkeit, was auch im Blick auf das Verhältnis von Protestantismus und Kunst kritisch bewertet wird. (Dazu der Beitrag von Andreas Mertin: Protestantismus und Kunst. Keine Kultbilder bitte. Martin Luther und die Folgen für die Kunst. In: Zeitzeichen <http://zeitzeichen.net/kultur/notabene/protestantismus-und-kunst>).

Dass die Cranachfamilie und Werkstatt im Fokus stehen, hat auch mit dem zeitgleichen Cranachjubiläum zu tun. Im Oktober 2015 jährt sich der 500. Geburtstag von Lucas Cranach dem Jüngeren, dem Sohn des bekannteren Vaters, der bislang vor allem im Zentrum der kunsthistorischen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit stand. Der Sohn lernte in der väterlichen Werkstatt. Der jüngere Cranach stand trotz seiner bildgewaltigen Formensprache lange im Schatten des bekannteren Vaters. Auch der »Werkstattbetrieb« als Zusammenwirken der unterschiedlichen Kompetenzen fand bislang wenig Beachtung. Das Themenjahr »Reformation – Bild und Bibel« (2015) erinnert nun an das gemeinsame Schaffen von Vater und Sohn und präsentiert es in verschiedenen Ausstellungen in Thüringen (Gotha, Eisenach und Weimar) und in der Landesausstellung Sachsen-Anhalts mit Standorten in Wittenberg, Wörlitz und Dessau. In diesem Kontext steht die hier vorgestellte Veröffentlichung.

Die Cranachs waren gewissermaßen zur richtigen Zeit am rechten Ort. Sie haben das Bild der Reformation wesentlich geprägt, ihr gewissermaßen ein Gesicht gegeben und waren wichtige Unterstützer. Als Hofmaler wurde Lucas Cranach der Ältere 1508 in die Dienste des Kurfürsten Friedrich des Weisen nach Wittenberg berufen, wo er seine Werkstatt bis in die 1550er-Jahre betrieb. Die Jahre von 1510 bis 1520 waren entscheidend: Er etablierte sich in Wittenberg, gründete eine Familie und geriet ins Zentrum des reformatorischen Geschehens. Dieses nahm mit Luthers Kritik an der Ablasspraxis und den 95 Thesen in Wittenberg seinen Anfang. Cranach kannte und schätzte Luther und unterstützte dessen Sache. Der Ort Wittenberg stand im Zentrum des allgemeinen Interesses und bot Cranachs Werkstatt ganz neue Möglichkeiten. Die vorliegende Publikation zeigt das an exemplarischen Bildbeispielen. Cranach mit seiner immensen Produktivität war Propagandist der Reformation und den

popularisierten reformatorisches Gedankengutes. Er und später sein Sohn lieferten Illustrationen zur Bibelübersetzung Luthers, reformatorische Flugblätter, Lutherporträts und protestantische Lehrbilder. Cranach war der Drucker der Bibelübersetzung und anderer Schriften des Reformators.

Durch die Bilder des älteren Cranach ist uns das Aussehen Martin Luthers überliefert. Er prägte das Luther-Image, zeigte ihn als Augustinermönch, als Junker Jörg, als gestandenen Reformator und Ehemann. Auch das übrige Personal der Reformation wurde porträtiert. Eine konfessionelle Kampfansage in Bildern waren die Holzschnitte, die Luther und dessen reformatorische Position ins Bild setzten und die katholische Gegenseite mit krasser Polemik überzogen.

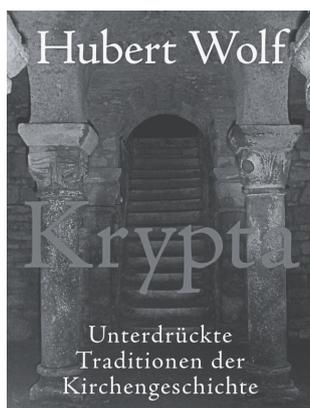
Viele der Bilder der beiden Cranachs wollen die Ideen der Reformation näherbringen. Ein exemplarisches Lehrbild ist das Gemälde »Gesetz und Gnade« (Cranach d. Ältere), das die zwei Glaubenswege und die erlösende Kraft bedingungsloser Liebe zeigt und in der Darstellung dieser Kontraste den Gläubigen zur eigenen Entscheidung ruft. Auch der Wittenberger Reformationstaltar (Cranach d. Ältere), 1547 fertiggestellt, ist ein Spitzenwerk der reformatorischen Theologie und Bildprogrammatis. Die Bildtafeln der Vorderseite zeigen die drei Sakramente: Abendmahl, Beichte und Taufe und die Bedeutung der Predigt als Weg der Vermittlung der protestantischen Lehre. Dargestellt ist der predigende Luther, der sich allein auf die Schrift stützt. Die Schrift verkündet Jesus Christus als Heilbotschaft. Zeichen dieser Heilsbotschaft sind die Sakramente.

Auch die in der Publikation vorgestellten Werke von Lucas Cranach dem Jüngeren wie »Das letzte Abendmahl« (1565) und der Weimarer Altar »Christus am Kreuz« sind eindrucksvolle Beispiele einer Inszenierung der protestantischen Glaubensgrundsätze.

Die Auswahl von zentralen Werken der Cranachs und die Bildinterpretationen Poppes liefern einen guten Einblick in dieses reformationsgeschichtliche Szenario.

Petra Herre

Kirchengeschichte



Hubert Wolf
**Krypta. Unterdrückte
 Traditionen der Kirchengeschichte**
 München (C.H. Beck) 2015,
 231 S., 19,95 Euro

Hubert Wolf, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Münster, ist ein hochdekorierter Wissenschaftler. Er gehört beispielsweise zu den Trägern

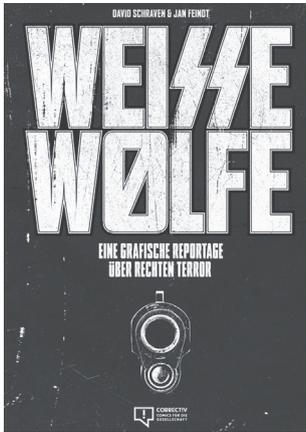
des renommierten Communicator-Preises der Deutschen Forschungsgemeinschaft; ein Preis, der verliehen wird für herausragende Leistungen in der Vermittlung wissenschaftlicher Arbeit in die Öffentlichkeit – durchaus ungewöhnlich für einen Theologen, der sich zudem einer Teildisziplin verschrieben hat, der kirchenintern nicht immer gleichermaßen eine hohe Bedeutung zugeschrieben wird. Ein neues Beispiel, warum Wolf diese Auszeichnung bekommen hat, ist in diesem Jahr auf dem Markt erschienen. Mit seinem »Krypta«-Buch mischt sich der Autor in ausgesprochen anregender Weise in die Diskussionen um Wege der Kirche in die Zukunft ein. Er vermag es, Geschichte als Erkenntnisressource zu erschließen, und die Kontingenz der gegenwärtigen Ausprägung von Kirche mannigfach illustriert ins Bewusstsein von uns Zeitgenossen des noch jungen 21. Jahrhunderts zu heben. Mit insgesamt zehn Schlaglichtern deckt Wolf den reichen Tisch der Tradition, an dem wir Heutigen unbedingt Platz nehmen sollten, um anschließend zu schauen, ob wir uns auch bedienen können.

Da ist zum Beispiel das Zisterzienser-Kloster Las Huelgas bei Burgos in Spanien, in der allgemein anerkannt die Äbtissinnen quasi-episkopale Aufgaben wahrnehmen. Frauen und Weihe prinzipiell ausgeschlossen und nie dagewesen? So einfach verhält es sich offenbar nicht. Weitere historische Beispiele eröffnen interessante Blickwinkel auf die Fragen nach der Wahl eines Bischofs oder der Rolle von Domkapiteln und Kardinalskonsistorium in einer kollegial organisierten Leitung von Diözesen und Weltkirche. Ferner geht es um Sakramentenspendung durch Nichtgeweihte und Laien mit Leitungsaufgaben sowie katholische Pluralität im Licht des Konzils von Trient. Ein eigenes Kapitel widmet der Autor der Frage, ob das in der katholischen Soziallehre entwickelte Prinzip der Subsidiarität – in den politischen Systemen der Bundesrepublik und der EU höchst einflussreich und stilbildend – innerhalb der Kirche die Anwendung findet, die essenziell angemessen wäre. Und mit seinem Kapitel über Franz von Assisi und seiner gelebte Utopie der Nachfolge Christi formuliert Wolf letztendlich eine fundamentale Anfrage an das strukturierte Kirchesein überhaupt.

Hubert Wolfs Gang in die Krypta der Kirche offenbart: »Es gibt ... keine ideale Phase der Geschichte mit einer mustergültigen Verwirklichung von Kirche ..., der dann der Niedergang gefolgt wäre. Vielmehr kommen alle Ausprägungen der Kirche, ihrer Institutionen, Ämter und Lehren, die sich im Laufe von zweitausend Jahren Kirchengeschichte entwickelt haben, als Reservoir von Ideen für eine heutige Reform der Kirche in Betracht« (S. 21). Dabei geht es vor allem um alternative Modelle aus der Geschichte, die derzeit praktizierten Konzepten komplementär an die Seite gestellt werden könnten. Wenn wir die Geschichtlichkeit der Kirche, also ihr Gewordensein, wirklich ernst nehmen, muss die Tatsache akzeptiert werden, dass sie sich entwickelt, also verändert hat und verändern wird. Vielleicht gibt es manche verschüttete Traditionen der Kirche, deren Zeit neu kommen wird.

Frank Buskotte

Graphic Novel



David Schraven, Jan Feindt
Weiße Wölfe. Eine grafische Reportage über rechten Terror

Essen (Correct!v – Comics für die Gesellschaft) 2015, 225 S., 15 Euro

Als Onlineversion kostenlos unter <http://weisse-woelfe-comic.de>

Die gezeichnete Reportage ist eine Form, die in letzter Zeit häufiger zu finden ist:

Aktuelle Themen oder tatsächliche Begebenheit werden in einer Graphic Novel wiedergegeben. Ganz radikal gehen David Schraven und Jan Feindt in ihrem neuen Buch »Weiße Wölfe« vor, Ergebnis einer intensiven Recherche über rechtsradikale Milieus rund um den »Nationalsozialistischen Untergrund«. Man würde bei diesem Thema vielleicht einen Film oder einen Zeitungsartikel erwarten – aber einen Comic? Die Publikation ist typisches Produkt des neuen Journalistenbüros »Correct!v, Recherchen für die Gesellschaft« aus Essen. Sie sind nach eigenen Angaben das »erste gemeinnützige Recherchebüro im deutschsprachigen Raum«. Das Büro arbeitet unabhängig und wird von Stiftungen – hauptsächlich von der Brost-Stiftung (WAZ) –, Mitgliedsbeiträgen und Spenden finanziert. Die Ergebnisse werden in frei verfügbaren Quellen, vor allem auf der eigenen Homepage, in unterschiedlicher Form meist kostenfrei veröffentlicht. Versierte Journalisten und andere Experten arbeiteten mit dem Ziel, brisante Dinge aufzudecken, die sonst verborgen bleiben würden. Berichte über die geheimen TTIP-Verhandlungen gehören ebenso dazu wie eine Story über die Aktivitäten des kasachischen Diktators in Deutschland oder den Abschuss des Flugs MH 17 in der Ukraine, die 2015 den Grimme-Preis bekommen hat. Das Büro zeigt, welche Funktion investigativer Journalismus im digitalen Internetzeitalter haben kann: die Aufdeckung, kritische Darstellung und freie Verbreitung von brisanten Themen. Die Mitarbeitenden im Büro haben sich dafür strenge Qualitätskriterien auferlegt, die sicherstellen, dass keine unrichtigen Informationen publiziert werden. Eine wichtige Rolle spielt auch die Bildungsarbeit: So bietet das Büro Workshops über den investigativen Journalismus an und führt mit Förderung der Bundeszentrale für Politische Bildung Informationsveranstaltungen über Auskunftsrechte der Bürger/-innen gegenüber staatlichen Institutionen durch.

»Weiße Wölfe« sind nun das Resultat einer umfangreichen Recherche von Büroleiter David Schraven. Er deckt in der Geschichte die Arbeits- und Denkweise, die Vernetzung sowie die Verstrickung mit dem Verfassungsschutz der Neonazi-Szene auf. Der rassistische Roman »Turner-Tagebücher« von 1978, auf den sich auch der norwegische Terrorist Anders Breivik bezogen hat, dient der Szene als Muster und Leitbild. Darin wird ein Rassenkrieg propagiert, der durch kleine, unabhän-

gigen Zellen geführt werden soll – so wie der »Nationalsozialistische Untergrund« oder der Massenmord von Breivik. Schraven hat vor allem in Dortmund und Belgien recherchiert, sich mit Informanten aus der Szene getroffen und zeichnet ein erschreckendes Bild. Gruppen wie »Blood & Honour« oder »Combat 18« sind »Weiße Wölfe«, die rassistische Anschläge verüben, ohne eng miteinander verbunden zu sein. Ihre gemeinsame Plattform ist die rechtsradikale Musik. Die grafische Reportage verfolgt dabei in detaillierten und ausdrucksstarken Bildern die Recherchearbeit des Journalisten. Die Bilder sind im dramatischen Schwarz-Weiß-Duktus gehalten, manchmal kryptisch, manchmal in deutlicher Klarheit, wenn zum Beispiel die rechtsradikalen Protagonisten gezeigt und benannt werden. Man kann nur den Mut bewundern, so eindeutig die Täter zu zeigen, die offenbar von der staatlichen Macht kaum behelligt werden. Entsprechend dem Credo von Correct!v ist die Arbeit dennoch keine kulturkritische Klage gegen Tatenlosigkeit des Staates oder anderer öffentlicher Institutionen. Nur die Zeichnungen unterstreichen den bedrohlichen Charakter sehr stark und kommentieren auf diese Weise die Fakten. Leider sind nur die Texte oft sehr schwer zu lesen und hätten gerne ausführlicher sein können. So sind immer wieder einzelne Blätter in einer kaum entzifferbaren Handschrift mit Texten eingefügt, die wohl den Turner-Tagebüchern entnommen sind. Das unterbricht – wahrscheinlich bewusst – den Lesefluss, verhindert ein zu starkes vertieftes Lesen wie bei einer fiktionalen Geschichte und gibt genügend Motivation, sich selber mehr mit dem Thema zu beschäftigen.

Michael Sommer

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Dr. Elisabeth Anker, Haus der Begegnung, Rennweg 12, 6020 Innsbruck, Österreich; Theo Bruns, Assoziation A/Büro Hamburg, Brücke 4, Amandastraße 60; Dr. Antje Flade, Angewandte Wohn- und Mobilitätsforschung, Sohrhofkamp 17, 22607 Hamburg; Bernhard Grunau, Gästehaus Kloster Arenberg, Cherubine-Willimann-Weg 1, 56077 Koblenz; Prof. Dr. theol. Beate Hofmann, Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement, Kirchliche Hochschule Wuppertal/Bethel, Remterweg 45, 33617 Bielefeld; Linda Kaiser M.A. Knigge-Akademie, Karolingerstraße 2, 41352 Korschenbroich; Andreas Kaul, M.A., Katholisch-Soziales-Institut, Tagungszentrum des Erzbistums Köln, Selhofer Straße 11, 53604 Bad Honnef; Prof. Dr. Katrin Kraus, Institut Weiterbildung und Beratung an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Campus Brugg-Windisch, Bahnhofstrasse 6, CH-5210 Windisch; Nikolaus Meyer, Institut Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Theodor-W.-Adorno-Platz 1, 60323 Frankfurt am Main; Dr. Marius Stelzer, Ruhr-Universität Bochum, Zentrum für angewandte Pastoralforschung, Bonifatiusstraße 21c, 44892 Bochum; Renate Stolle, Stolle Training & Consulting, Horster Graben 25, 76327 Pfinztal; Dr. Bernhard Wunder, Erzbistum Köln, Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln



Virtuelles Lehren und Lernen

Aktuelle Didaktik und Technik

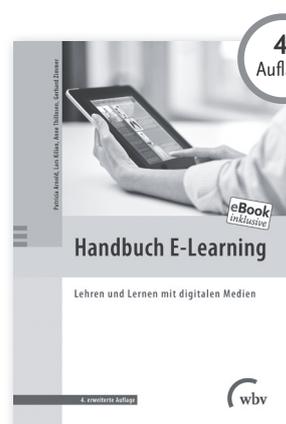
➔ wbv.de/e-learning

Die 4. Auflage des Standardwerkes wurde um die Themen Clouds, Open Educational Resources (OER), Massive Open Online Courses (MOOCs), Inverted Classroom und Game Based Learning erweitert. Alle bestehenden Themen wurden aktualisiert.

Pressestimme zur 3. Auflage:

„Die vielfältigen Möglichkeiten von E-Learning haben zahlreiche Studien angeregt, Bilanz zu ziehen und einen Überblick zu schaffen. Dieses Handbuch leistet das in fulminanter Weise.“

DAS ARGUMENT



Patricia Arnold, Lars Kilian, Anne Thillosen,
Gerhard Zimmer

Handbuch E-Learning

Lehren und Lernen mit digitalen Medien

4. erweiterte Auflage

2015, 608 S.

Print plus E-Book 59,90 € (D), ISBN 978-3-7639-5569-5

E-Book 49,90 € (D)

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de





Neue Altersbildung

Themen – Methoden – Best-Practice-Beispiele

Der Sammelband bewegt sich zwischen Unternehmen, Zivilgesellschaft und Erwachsenenbildung. Die im Rahmen des Projekts „Altersbildung im demographischen Wandel“ (weiter)entwickelten Angebote werden theoretisch fundiert und praxisnah umsetzbar dokumentiert, in einem „Werkbuch“ zusammengetragen und durch weitere Angebote, Methoden und Best-Practice-Beispiele ergänzt.

Den zentralen Fokus bilden der Übergang in den Ruhestand und die Neuorientierung und Sinnstiftung für das dritte Lebensalter. Fortbildungskonzepte für ehrenamtlich Engagierte, Netzwerke, Biografiearbeit, akademisches Lernen, Männerbildung und anderes eröffnen ein breites Spektrum heutiger Altersbildung.



Hans Prömper, Robert Richter (Hg.)

Werkbuch neue Altersbildung

**Praxis und Theorie der Bildungsarbeit
zwischen Beruf und Ruhestand**

EB Buch 37

Erscheint August 2015

328 Seiten, 34,90 € (D)

ISBN 978-3-7639-5332-5

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

